r. 119. XXVIII. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, den 6. März 1899.

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

xplosion eines Pulvermagazins bei Toulon.

Siebzig Personen getödtet.

Der Telegraph übermittelt uns aus Toulon die Nach- ht von einer furchtbaren Katastrophe. Gestern ih um 2½ Uhr fand in dem Marinepulvermagazin dem Dorfe Lagoubran, zwei Kilometer von Toulon, ne Explosion statt, durch welche nach vorläufigen mittelungen **siebzig Personen getödtet und hundert- nd zehn verwundet** wurden. Die Untersuchung über die ache der Explosion hat bis jetzt keine greifbaren Resultate geben. Jedenfalls muß man von jedem Gedanken an Bös- illigkeit absehen. Die Marinebehörden glauben, daß eine emische Zersetzung in einer Kiste mit rauchlosem ulver stattgefunden hat. Die Katastrophe forderte auch zahl- iche Opfer unter den Bewohnern des nächstgelegenen Viertels, essen Häuser vollkommen dem Erdboden leich gemacht sind. Ein gestern Nachmittag um 5 Uhr Toulon aufgegebenes Telegramm besagt: Die Arbeiten r Auffindung der Opfer dauern fort. Bis jetzt sind Todte in die Hospitäler oder in ihre Wohnungen ge- acht worden. Von den sieben Soldaten, welche die Wache dem Pulvermagazin hatten, sind vier getödtet und ei schwer verwundet. Auf zwei Kilometer m Umkreise ist alles verwüstet, die Häuser erstört und die Felder verheert. Zahlreiche Schäden sind bis vier Kilometer in die Stadt Toulon hinein gerichtet. In der Vorstadt St. Jean Duvar sind Thüren nd Fenster zertrümmert. Der Knall der Explosion wurde s Nizza gehört, die Erschütterung wurde an der anzen Riviera verspürt. Der Munizipalrath trat einer außerordentlichen Sitzung zusammen und beschloß Maßnahmen zur ersten Hilfeleistung für die Betroffenen. Der Marineminister sandte ebenfalls Hilfe.

Nach einer anderen telegraphischen Meldung hat das ex- dirte Pulvermagazin 50,000 Kilogramm schwarzes Pulver halten. Die Identität der Getödteten festzustellen, ist meist möglich.

Aus Paris meldet uns ferner ein Privat-Telegramm: Die Kunde von der Katastrophe in Toulon wurde hier urch die Nachmittagsblätter verbreitet. Die ersten Nach- richten besagten, daß Nachts um zwei Uhr die Bewohnerschaft von Toulon durch einen furchtbaren Knall geweckt wurde. Man stürzte an die Fenster und auf die Straße und bemerkte im Himmel im Osten einen rothen Schein. An vielen Häusern waren die Scheiben zerbrochen, auf der Straße lagen einzelne Trümmerreste, der erste Gedanke der Toulouer war, daß ein Schiff in die Luft geflogen sei, dann verbreitet sich die Kunde, daß das Pulvermagazin in dem Dorfe Lagoubran, das zwei Kilometer von der Stadt entfernt ist, explodirt sei. Die Toulouer, die an der Unglücksstätte eintrafen, sahen, daß das Pulvermagazin völlig verschwunden war, zehn von dreißig Häusern des Dorfes sind zertrümmert, die Bewohner des Dorfes standen jammernd auf der Chaussee, einige wie wahnsinnig vor Schrecken. Viele Todte und Verwundete liegen umher, die Todten fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Um drei Uhr Nachts trafen die aus Toulon gesandten Marinetruppen und Aerzte mit Krankenwagen ein. In der ersten Stunde wurden sechszehn Leichen unter den Trümmern hervorgezogen.

Im Augenblick der Explosion war auf der Chaussee am Meere ein Wagen mit vier Insassen dicht bei dem Magazin unterwegs gewesen, der Wagen wurde ins Meer geschleudert, und drei der Insassen ertranken. Wie viele Personen sonst ins Meer geworfen wurden und umgekommen sind, ist einstweilen unbekannt. Gegen Mittag wird angenommen, daß die Zahl der Todten sechzig weit übersteige und mindestens hundert Personen schwer verwundet sind. Die unversehrt gebliebenen Häuser sind in Spitäle verwandelt. Mit jeder im Laufe des Tages in Paris eintreffenden neuen Depesche erscheint die Katastrophe furchtbarer. Die ersten am Morgen eingetroffenen offiziellen Depeschen hatten die Tragweite des Unglücks nicht erkennen lassen.

Der Marineminister hat zur ersten Hilfeleistung 10,000 Frcs. nach Toulon gesandt.

Die Enthüllungen Esterhazys.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris,** 5. März.

Esterhazy hat gestern angefangen, seine vor der Kriminalkammer des Kassationshofes gemachten Aussagen im Londoner „Daily Chronicle“ zu publiziren. Er will den Bericht in dem Londoner Blatte morgen fortsetzen, hat aber bereits heute bei einem Pariser Verleger eine Broschüre mit dem Text seiner vollständigen Aussagen erscheinen lassen.

Diese Enthüllungen machen hier das denkbar größte Aufsehen. Fast alle Blätter beschäftigen sich mit ihnen. Allerdings sagt Esterhazy wenig, was nicht schon bekannt wäre. Aber einmal klingt seine diesmalige Erzählung infolge der vielen Details, die sie enthält, glaubwürdiger als die früheren, und dann ist die öffentliche Meinung heute auch bereits mehr geneigt, an gewisse Umtriebe zu glauben, die man vor Kurzem noch für eine Erfindung der Dreyfus-Partei halten wollte.

Aus der Erzählung Esterhazys geht hervor, daß bereits einen Monat, ehe der Name Esterhazys in der Oeffentlichkeit genannt wurde und ehe Mathieu Dreyfus seine Denunziation erließ, der Generalstab sich bemühte, Esterhazy zu schützen, daß der Generalstab dann jeden Schritt Esterhazys geregelt, und daß die verschiedenen Enqueten und Untersuchungen, denen Esterhazy unterworfen worden war, vorher mit ihm verabredet wurden.

Auf Befehl des Generalstabs schrieb er jenen Brief, in dem er verlangte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden; und all seine Antworten, die er vor den Richtern gab, waren ihm Wort für Wort vorgeschrieben. Alle diese Weisungen wurden ihm durch den Oberstleutnant Paty de Clam überbracht, der mit einem falschen Barte angethan war, und dem wiederum Esterhazys Geliebte, die Madame Pays, als Mittelsperson diente.

Besonders interessant ist Esterhazys Behauptung, daß während des Zola-Prozesses die ganze Taktik der Generalstabspartei im Kabinet des Vertheidigers Esterhazys, Tézénas, geregelt wurde, und daß Tézénas auch die Worte aufsetzte, welche General Boisdeffre vor den Geschworenen sprach.

Am zweiten Tage seines Verhörs vor der Kriminalkammer wurde Esterhazy befragt, ob er Erklärungen über seine angeblichen **Beziehungen zum Oberst v. Schwarzkoppen,** die er bekanntlich selbst erzählt hatte, geben wolle. Esterhazy entgegnete: „Es ist die Aufgabe meiner Chefs, zu reden, wenn sie es nicht thunwollen, ist das ihre Sache.“

Ueber den **Ursprung des Bordereaus** giebt er gleichfalls eine ausweichende Antwort. Er sagt, zwei Kriegsgerichte hätten entschieden, daß das Bordereau nicht von ihm sei. Er könne nichts hinzufügen; er bestreitet, erklärt zu haben, der Autor des Bordereaus zu sein.

Von den heutigen Morgenblättern geben die revisionsfeindlichen natürlich nur verstümmelte Auszüge aus dieser Erzählung Esterhazys. Andere, wie der unparteiische „Matin“, wünschen eine Erklärung darüber, warum der Generalstab Esterhazy um jeden Preis retten wollte. Cornély im „Figaro“ hofft noch, die Erzählungen Esterhazys möchten sich als unwahr erweisen.

Die Revisionspresse erklärt, es sei nunmehr unmöglich, daß nicht volles Licht gemacht werde. Sie verlangt, daß Tézénas und Boisdeffre sich umgehend äußern. Jaurès in der „Petite République“ weist darauf hin, daß General Boisdeffre alle Umtriebe du Paty de Clams gekannt habe (Esterhazy zufolge hat er auch die Fälschung Henrys gekannt) und sagt, jetzt beginnt die Affäre Boisdeffre. Clémenceau schreibt, wie weit ist Zola mit seinem niederschmetternden offenen Brief „Auf Befehl freigesprochen“ noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben.

Das Ministerium Silvela.

Madrid, 5. März. (Privat-Telegramm.) Morgen wird sich das Kabinet dem Parlament präsentiren, worauf das letztere sofort vertagt und innerhalb vierzehn Tagen aufgelöst werden wird. Der Minister des Inneren erklärte, die Regierung wolle keine Wahlbeeinflussungen vornehmen, daher wird sich in den größeren Orten diesmal ein wirklicher Wahlkampf entwickeln, wozu sich die liberalen Elemente zusammenzuschließen suchen. Die Regierung hofft ihrerseits durch Erfüllung einiger Wünsche, die seinerzeit von der Versammlung der Handelskammern votirt waren, für sich Stimmung zu machen. Sie hat die Vertreter der Handelskammern eingeladen, zum Zweck einer Rücksprache hierher zu kommen.

Madrid, 5. März. (W. T. B.) Die Minister werden heute Nachmittag zu einem Ministerrath zusammentreten, bei welchem auch Duran zugegen sein wird; bis dahin werden die Ernennungen verschoben. Camara lehnt das Portefeuille der Marine ab, da er es vorzieht, das Schulgeschwader zu befehligen. Auch der Admiral Gomez Jnaz hat abgelehnt. Romero Robledo hat Sagasta seine Hilfe angeboten, um gemeinsam mit ihm die Freiheiten zu vertheidigen, angesichts des Umstandes, daß drei Reaktionäre im Ministerium seien.

Die Zeitungen mit republikanischer Richtung veröffentlichen heftige Artikel gegen das neue Kabinet. Der gestrige Ministerrath beschäftigte sich mit der öffentlichen Ordnung. In der Provinz Kastilien und in den Gebirgsgegenden Kataloniens finden karlistische Bewegungen statt. Vorsichtshalber wird der Stand der Armee nicht verringert werden. Die Regierung überwacht die Vorgänge mit Aufmerksamkeit.

Valencia, 5. März. (W. T. B.) Der Dampfer „Cheribon“, mit dem letzten spanischen Truppentransport von Kuba an Bord, dessen Ausbleiben Besorgniß erregt hatte, ist hier eingetroffen.

△ **Paris,** 5. März. (Privat-Telegramm.) Der „Temps“ schreibt: Silvela ist der Rechtsbeistand der spanischen Eisenbahngesellschaften und wird die Einigung zwischen diesen und dem Staat herstellen. Französische Finanzkreise sind über das Ministerium Silvela sehr befriedigt. Durch die Auflösung der Cortes wird die Durchführung der Reorganisirung der Finanzen allerdings einen Aufschub von drei Monaten erleiden.

Vorlesung des Ur-Faust.

F. M. Zum Besten des Allgemeinen deutschen Schulvereins, der mit geringen Mitteln ein großes Ziel verfolgt, fand gestern Mittag im Bechsteinsaale eine außerordentliche Veranstaltung statt. Der Ur-Faust, die von Erich Schmidt vor 12 Jahren glücklich entdeckte erste Form des einzigen Werkes, sollte zum ersten Male von Künstlern öffentlich vorgetragen werden. Hedwig Niemann-Raabe, Herr Dr. Pohl, Frau Schramm sollten mitwirken, als letzter, nicht geringster Rezitator auch Professor Erich Schmidt, der überdies die literar-historische Einleitung übernommen hatte. So war denn der Bechsteinsaal beängstigend voll von Kunstfreunden und Goethe-Philologen. Dem Hauptstück ging die Vorlesung einer der merkwürdigsten Dichtungen Goethes voraus, der „Proserpina“, über welche der Bericht sich kurz fassen muß, wenn er nicht mit Goethe-Gelehrsamkeit klettiren und damit lästig fallen soll. Goethe hat das schöne Gedicht, als ihn wieder einmal „der Teufel der Parodie ritt“, in der Literaturposse „Triumph der Empfindsamkeit“ so gut versteckt, daß die meisten Leser es wohl nicht kennen; es ist aber nicht ganz richtig, daß es dort nur einfach eingeschoben worden ist und (wie in der bekannten Tempel'schen Goethe-Ausgabe geschieht) schlankweg weggelassen werden könnte. Die tolle Posse, welche sich über die Sentimentalität der Zeit und auch über den Werther selbst lustig macht, knüpft mehrfach an die „Proserpina“ an. Goethe hat die kleine Dichtung durch die wesentliche Einschaltung“ verurtheilen wollen. Mit den einleitenden Worten überzeugte Erich Schmidt von der Richtigkeit seiner Vermuthung, daß das Melodrama „Proserpina“ ursprünglich für Gluck bestimmt war, der es zur Erinnerung an eine ihm theure Todte in Musik setzen wollte. Hedwig Niemann las das aus dem Schutte der Empfindsamkeit gerettete Werk mit all ihrer Kunst vor; aber die Wirkung blieb hinter den Erwartungen zurück.

Dann folgte der Ur-Faust, dessen herrlichster Theil mit vertheilten Rollen vorgelesen wurde. Erich Schmidt hatte vorher knapp und klar auf die Punkte aufmerksam gemacht, in denen diese erste Niederschrift sich von dem Faust unterscheidet, den wir auswendig kennen. Man hatte ganz gut eine Stunde intimen philologischen Genusses haben können. Umsonst! Umsonst wollten wir besonders darauf achten, wie die Kerkerszene sich in der naturalistischen Prosa des jungen Goethe ausnahm. Die Gewalt der Gretchen-Tragödie und die hinreißende Natur von Hedwig Niemann erwiesen sich stärker als das literargeschichtliche Interesse. Schon Mephisto und Marthe rückten die Zuhörer wie im Theater. Als aber die ersten Liebesszenen vorüber waren, und die eigentliche Tragödie Gretchens begann, da war bald alles vergessen, Theater und Bechsteinsaal, Goethe-Philologie und wahrhaftig für eine Weile Goethe selbst. Noch zittert die Erschütterung nach; so hat noch niemand von uns Gretchens Gebet und den Jammer der Kerkerszene sprechen gehört. Da hört die Kritik auf, und die Dankbarkeit beginnt, um zu verstummen. Hoffentlich entschließt sich unsere große kleine Niemann, die Vorlesung zu wiederholen; das war der allgemeine Wunsch, und dieser Erfolg wird auch den gelehrten Veranstaltern der Matinée der liebste gewesen sein.

Belle-Alliance-Theater.

Zum ersten Mal:

„Die Gräfin von Schwerin,“ historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Ernst Wichert. In Szene gesetzt von Paul Pauly.

hd. Es war ein ganz hübscher Erfolg. Der Autor konnte zufrieden sein. Das vollbesetzte Sonntagshaus hielt mit seinem Beifall nicht zurück. Es erwärmte sich für den dritten und vierten Akt sogar recht lebhaft. Die ersten beiden, etwas pedantischen Expositionsakte konnten nicht sonderlich gefallen, und auch der Schluß fiel ein wenig ab. Immerhin wurde Wichert nach jedem Aktschluß zwei Mal, nach den Premieren öfter hervorgeklatscht. Die mehrmalige Verschiebung der Premiere, zuletzt auf den gestrigen Sonntag, hatte ihr Gutes.

Bis gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ist der Dichter diesmal zurückgegangen, um einen nach seinem Herzen patriotischen und dichterisch nicht uninteressanten Stoff zu finden. Auf Dänemarks Thron sitzt der junge König Waldemar II., der die deutschen Lehnslande zwischen Elbe und Eider, darunter die Grafschaft Schwerin, durch das Glück seiner Waffen sich lehnspflichtig gemacht hatte, während Kaiser Friedrich II. sein Versprechen dem Papst endlich erfüllte und seinen Kreuzzug ins Werk setzte. Dem Kaiser hatte sich Graf Heinrich von Schwerin angeschlossen, der trotz vorgerückten Alters die Slavin Margarethe, die jugendlich schöne Tochter der Herrin von Slawin, geheirathet und für den Fall der Geburt eines Thronerben eine Dankeswallfahrt zum Grabe der Christenheit gelobt hatte. Margarethe war in diese Ehe vor ihrer Liebe zu König Waldemar geflohen, der sie während der Abwesenheit ihres Gatten bei der Mutter zu finden wußte, sie aufhob und nach dem herrenlosen Schweriner Schloß entführte. Graf Heinrich gilt für todt, da schon drei Jahre seit seiner Auskahrt ins Land gegangen sind. Er kehrt zurück, als Margarethe kaum mehr den Werbungen Waldemars Widerstand entgegenzusetzen vermag. Mißtrauisch läßt er sie schwören, daß die Ehre seines Hauses noch nicht befleckt sei, daß sie die Ehe auch selbst nicht im Herzen gebrochen habe. Und nicht zufrieden damit, rächt er den Gewaltstreich Waldemars gegen seine Gattin durch einen Gewaltstreich an dem König: nach einer Jagd läßt er ihn aufs Schiff und als Gefangenen in sein Schloß bringen. Das zu des Königs Befreiung heranrückende Dänenheer schlägt er mit Hilfe befreundeter Grafen und Städte, und König Waldemar muß, um sich selbst zu befreien, vor dem als Schlichter des Streits zwischen dem Lehnsherrn und dem Lehnsträger herbeigeeilten Kaisersohn, dem deutschen König Heinrich VII., alle seine kriegserworbenen Rechte auf die deutschen Lande zwischen Elbe und Eider in die Oberhoheit des Kaisers zurückgeben. Aber während so Graf Heinrich von Schwerin als wackerer Deutschfürst und Sieger dasteht, ist er der Besiegte in seinem Hause. Das Herz seiner Gattin hatte ihm nie gehört, ihre Ehe war eine Lüge, ihr Treueid ein Meineid vor ihrem Gewissen, und die letzte Prüfung des eifersüchtigen Grafen, den gefangenen König selber zu bewachen, während Heinrich gegen die Dänen im Felde stand, hatte sie nicht bestanden: sie gab sich dem Geliebten und König hin und richtet sich selbst durch einen vergifteten Dolch.

Die Schwächen der Fabel liegen auf der Hand. Warum muß Margarethe mit ihrer Lüge in die Ehe mit Heinrich treten, wenn nicht einmal ein Standesgrund der Verbindung mit dem Dänenkönig im Wege stand? Nur um den Knoten der Handlung nach dem Muster der Modernen vor dem Beginn des Stückes zu schürzen? Man findet während der ganzen fünf Akte keine plausible Antwort auf diese grundlegende Frage. Hat man guten Willen genug sie überhaupt nicht aufzuwerfen, so weiß man von vorn herein, wie es zwischen Margarethe und Waldemar kommen muß, wenn anders es eine Gerechtigkeit des Herzens giebt und der Dichter seine Geltung behalten soll als dieser Gerechtigkeit königlicher Anwalt. Das psychologische Interesse drängt sich so auf die Figur des Grafen Heinrich fast ausschließlich zusammen. Aber kann man für diesen eisbärtigen Othello Mitleid empfinden, der sich so schlecht auf die Natursprache weiblicher Leidenschaft versteht, der seiner jungen Frau ungewollt und gewollt schier übermenschliche Prüfungen auferlegt? Man kann nicht mitempfinden, wenn dieser greisenhaft eifersüchtige, sich selbst die Hörner aufzwingende Weibestyrann zum Schluß dastehen soll als ein ganzer Mann und reichsdeutscher Held.

Das Befinden des Papstes.

Das gestern Vormittag 10 Uhr über das Befinden des Papstes ausgegebene Bulletin lautet:

Die Nacht verlief ruhig, der Papst hat mehrere Stunden geschlafen, alle Organe funktioniren normal; man hielt es nicht für nöthig, die operirte Stelle nochmals zu besichtigen. Gleich nach dem Besuch der Aerzte hat der Papst das Bett zu verlassen gewünscht. Heute Abend wird kein Bulletin ausgegeben werden. Körpertemperatur, Puls und Athmung sind normal.

gez. Mazzoni, Lapponi.

Bei dem gestrigen Vormittagsbesuch sprach der Papst mit den Aerzten über Dantes „Göttliche Komödie" und rezitirte dabei den ganzen letzten Theil des 6. Gesanges vom „Paradies". Die Körpertemperatur, welche im Bulletin nicht angegeben ist, betrug 36,7 Grad, zeigt also ein Sinken, welches als das beste Zeichen betrachtet wird. Lapponi äußerte sich einem Vertreter der „Agenzia Stefani" gegenüber, er sei glücklich, die Heilung als gesichert betrachten zu können. In zwei oder drei Tagen dürfte die Veröffentlichung von Bulletins eingestellt werden. Der Papst blieb gestern von 10½ Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags außerhalb des Bettes. Trotz des Rathes der Aerzte wollte der Papst vorgestern der Fasten wegen keine Fleischspeisen genießen. Gestern drückte der Papst den Wunsch aus, nur flüssige Nahrung zu nehmen. Dr. Mazzoni machte gestern Nachmittag gegen 5 Uhr mit Dr. Lapponi zusammen dem Papst einen Besuch, um festzustellen, daß das Befinden in geistiger und körperlicher Hinsicht andauernd gut ist.

In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag war in Rom das **Gerücht von einer Verschlechterung im Befinden des Papstes** und sogar das Gerücht, der **Papst sei gestorben**, in Umlauf gesetzt worden. Nachdem der Papst dasselbe erfahren hatte, verlangte er gestern Vormittag nach dem Besuche der Aerzte, daß diese blieben und mit ihm länger als gewöhnlich plauderten. Am Schluß der Unterhaltung trug er ihnen auf, die erwähnten Gerüchte für unrichtig zu erklären. Der Papst befragte die Doktoren Mazzoni und Lapponi über die Kranken, welche sie in Behandlung hätten. Dr. Mazzoni ist über den Zustand der Wunde beruhigt und hielt einen neuen Verband für überflüssig. Denn angesichts des normalen Zustandes des hohen Kranken zweifelt er nicht, daß die Vernarbung sich regelmäßig vollziehen werde.

Botschafter Andrew White über „Evolution gegen Revolution".

Der Botschafter der Vereinigten Staaten, Mr. Andrew White, hielt gestern Abend in einem Privatcirkel einen Vortrag über das Thema: „Evolution gegen Revolution". Der Zweck des Vortrages war, zu zeigen, wie viel überlegener der Fortschritt einer Nation durch Evolution als durch Revolution sei. Er bezeichnete Henry Clay als den größten Staatsmann, welcher die Sache der Evolution in den Vereinigten Staaten verfochten, und wies auf die bemerkenswerthe Thatsache hin, daß es ein Deutscher war, nämlich **Karl Schurz**, welcher sein Biograph wurde.

In Deutschland war Joseph II. ein großer Vorkämpfer der Evolution, aber die herrschenden Klassen wollten nicht auf ihn hören.

Nach den Wirren der napoleonischen Invasion begann Preußen eine vollständige Evolution seiner moralischen Kräfte, mannhaft, edel und ruhig. Die Moraltheorie Kants ward durch sie geboren. Sie ergriff die besten Männer des Landes, sie wurde durch Schiller in die Poesie, durch Arndt in das Volkslied und durch Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation in die Prosa eingeführt, von Dutzenden von Lehrkräften von Hunderten von Kanzeln, von der gesammten Presse wurde die Kantsche Theorie in den Geist der Nation eingepflanzt und in die Thaten von Millionen von Männern und Frauen übertragen. Man gab dem Greise das patriotische Feuer der Jugend, dem Jüngling die Festigkeit der Veteranen, den Frauen die Tapferkeit der spartanischen Mütter und Schwestern. Das Resultat war die **Abschaffung der Leibeigenschaft** in Preußen durch **Stein**, die Erziehung der Nation für den Krieg durch **Scharnhorst**, die körperliche Stärkung und Kräftigung des Volkes durch **Jahn** und zuletzt der große Aufschwung, der Freiheitskrieg von 1813, die Schlachten von Leipzig und Waterloo, die Wiedergeburt Preußens und endlich die Erscheinungen Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks.

Preußen hat sich so entwickelt durch eine stetige Evolution des Moralempfindens, welche sich zeigte in ernstem Denken, in stetiger Arbeit, in Heroismus und Selbstaufopferung. So bietet die preußische Nation eines der glorreichsten Kapitel in der Geschichte des menschlichen Fortschrittes dar.

Die Darstellung hatte, da auch die Sprache sich nur hier und da über den Alltagston erhebt, einen ziemlich schweren Stand. Herr l'Allemand suchte an Sympathie für seinen Grafen Heinrich zu retten, was zu retten war. Fräulein Grüning spielte die nicht leichte Rolle der Margarethe mit hübscher Bravour, und Herr Wedlich war ein feuriger König Waldemar, dem nur etwas mehr Ausgeglichenheit in Spiel und Ton und etwas weniger Kainzesches Sprechrasen im Affekt zu wünschen wäre. Die Uebrigen hielten sich nicht viel über und unter Durchschnitt. Nur Herr Paul Pauly, dem auch die Inszenirung gutzuschreiben ist, gab die Nebenfigur eines Sarazenen mit Leben und Humor. Die Szenen zwischen den drei Hauptspielern gelangen am besten, und die dramatisch geschicktesten mittleren Akte, namentlich der dritte, bewirkten, daß der Abend sich zu einem ganz hübschen Gesammterfolg gestaltete.

A. P. Der **Rezitator Emil Tschirch** legte in seiner gestrigen Matinée im **Beethoven-Saal** eine wohlgelungene Probe seiner Gedächtnißkraft wie seiner Vortragskunst ab. In der Legende von **Ernst von Wildenbruch „Claudias Garten"**, die er zwar gekürzt, aber doch in ihrem Hauptinhalt vortrug, ward er der schwungvollen, dramatisch packenden und auch wieder mystisch zarten Poesie des Dichters gerecht und brachte das Werk zu schönster Geltung. Dem Inhalt nach ist diese Legende ein Gegenstück zum Hexenlied. Der Held ist ein junger, germanischer Krieger im römischen Solde, dem die Aufgabe geworden, Neros Fackeln in Brand zu setzen, d. h. die an einen getheerten Pfahl gebundenen Christen dem Flammentode zu übergeben. Er soll das grausige Urtheil an der schönen, jungen Claudia vollstrecken, aber ihr Liebreiz, ihr holdes Wesen erwecken eine starke Liebesleidenschaft in ihm, während sie die letzten Augenblicke ihres Lebens benutzt, ihn zum Christenthum zu bekehren. Es gelingt ihr, er schwört ihr Treue. Da er sie vor dem furchtbaren Flammentod nicht anders retten kann, so tödtet er sie mit einem wohlgezielten Schwertstoß. Dann geht er zu den Ihrigen, läßt sich taufen und fällt, sich als Christ bekennend, im Kampfe gegen römische Soldaten.

Aus der inneren Erschütterung wurde das Publikum durch den Vortrag einiger **Humoresken** in die behagliche Sonntagsstimmung zurückversetzt. Viel belacht wurde des sächsischen Dialektbarden Edwin Bormann „Binktchen" und Heinrich Seydels köstliche Humoreske „Die Versetzung" entfesselte einen Sturm von Heiterkeit und gewann unserem märkischen Dickens neue Verehrer zu den alten.

Massenets „Manon" fand, wie uns ein Privat-Telegramm aus **Elberfeld** meldet, gestern eine begeisterte Aufnahme. Hervorragend war in einer Mittelrolle Susanne Lavalle. Auch die übrige Besetzung der Oper war recht gut.

△ In **Paris** ist, wie uns unser dortiger Korrespondent telegraphirt, der bekannte Gerichtsfeuilletonist des „Figaro", Herr **Bataille**, infolge einer Lungenentzündung gestorben.

Kleine politische Nachrichten. Wie der „Regierungsbote" aus **Petersburg** meldet, hat der Minister des Inneren dem Blatte „Westnik Jewropy" eine zweite Verwarnung ertheilt, weil das Blatt die Regierungsmaßnahmen in Finnland wiederholt abfällig besprochen habe. — Der Dampfer „Nishnij Nowgorod" der russischen freiwilligen Flotte hat mit 900 Rekruten und Kriegsmaterial an Bord auf der Fahrt nach Wladiwostock die **Dardanellen** passirt. — Aus dem **Lager Meneliks** bei Borumieda eingetroffene Berichte melden, daß Ras Mangascha und Ras Sebath am 18. Februar Vormittags mit einem Stein am Halse vor Menelik erschienen seien. Der Empfang habe unter Entfaltung großer Streitkräfte stattgefunden, Menelik sei von vielen Heerführern umgeben gewesen, unter denen sich der König Godgiam Ras Makonnen, Ras Michael und Ras Olie befunden hätten. — Vasudev Chapekar und Ranade wurden wegen der Ermordung der Brüder Dravid in **Poona** (Indien) zum Tode verurtheilt. Der Mitangeklagte Sathe erhielt als Helfershelfer zehn Jahre Gefängniß. — Nachdem die „Kaiserin Augusta" **Manila** verlassen hat, haben die Vereinigten Staaten von Amerika den Schutz der Deutschen und deutschen Schutzgenossen auf den Philippinen übernommen. — Die „Agenzia Stefani" meldet aus Peking: Es verlautet, das Tsung-li Yamen lehne es ab, die Forderung des italienischen, Gesandten betreffend Ueberlassung einer Schiffsstation an der **San Mun-Bai**, entgegenzunehmen. Man lege diesem Vorgehen keine große Wichtigkeit bei, da man wisse, daß die Forderung von der italienischen Regierung aufrecht erhalten werde, und man nicht daran zweifle, daß die Verhandlung darüber in der natürlichen Weise verlaufen werde. Inzwischen hätte der bei der italienischen Regierung beglaubigte chinesische Gesandte, der sich zur Zeit in London, wo er ebenfalls beglaubigt ist, befindet, telegraphisch Befehl erhalten, sich sofort nach Rom zu begeben und mit der italienischen Regierung zu verhandeln.

Deutschland.

* In der gestrigen **Generalversammlung des „Vereins vom heiligen Lande"** in Frankfurt a. M. hielt der Weihbischof Schmitz aus Köln die Eröffnungsrede. In derselben führte er, der „Köln. Volksztg." zufolge, aus, der Verein erkenne die historischen Rechte an, welche irgend eine Nation im heiligen Lande erworben habe; er erkenne es sogar als Nothwendigkeit an, daß der Römische Stuhl einer einzelnen christlichen Nation das **Protektorat** über das heilige Land zugesteht. Indessen fordern die **deutschen Katholiken** doch ungehinderte Freiheit in der Bethätigung ihrer Fürsorge für das heilige Land, sie legen stets Verwahrung dagegen ein, daß eine auswärtige Nation das kirchliche Schutzrecht zu ihren eigenen **nationalen Zwecken** verwerthet, indem sie die **Thätigkeit der deutschen Katholiken** zu hemmen versucht. Wir sind glücklich, den **Schutz unseres Kaisers** für uns, unsere Landsleute und unsere Unternehmungen zu besitzen. Wir bedürfen nicht des Schutzes einer anderen Schutzmacht im heiligen Lande. Wir verwahren uns gegen Folgerungen, als ob die deutschen Katholiken nicht auf gleicher Stufe ständen mit jeder anderen Nation und nicht berechtigt seien, ihre Fürsorge fürs heilige Land zu bethätigen. Die katholischen Interessen im Orient sind ein Reichsinteresse im eminenten Sinne des Wortes.

Zwanzigster balneologischer Kongreß.

(Eigener Bericht für das „Berliner Tageblatt".

Die heutige Sitzung leitete Herr Prof. **Winternitz**. Vor der Tagesordnung nahm Herr **Lassar** das Wort, um auf die Nothwendigkeit einer würdigen Vertretung der deutschen Balneologie auf der nächstjährigen Pariser Weltausstellung hinzuweisen. Der Vorstand des Kongresses wird der von Herrn **Lassar** gegebenen Anregung Folge geben. Vor der Tagesordnung sprach dann noch Herr **Biesenthal** über **Formalindesinfektion**, für deren allgemeine Anwendung sich der Redner aussprach.

Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete der Vortrag des Herrn **Weiß** (Pistyan) über die Lokalbehandlung der gichtischen und rheumatischen Veränderungen, vorzüglich mit den physikalischen Heilmethoden. Auch dieser Redner warnte vor der durch Laien geübten Massage. Mit Recht wird von Alters her die Bäderbehandlung in den Vordergrund gestellt. Bei hartnäckigen hochgradigen Veränderungen ist es zweckmäßig, die Wirkung allgemeiner Bassin- und Wannenbäder durch **örtliche** Anwendung von Thermaldouchen, Massage und örtlich applizirte Schlammbäder zu unterstützen. Spezifische Bäder gegen Gicht und Rheumatismus giebt es nicht.

Ueber örtliche Heißluftbehandlung durch Temperaturen von über 100 Grad Celsius sprach Herr **Lindenau** (Hamburg) unter Vorzeigung eines von ihm zusammengestellten elektrischen Apparates. Der Redner erörterte die Vorzüge der **örtlichen** Heißluftbehandlungen vor der allgemeinen. Temperaturen von 120 bis 150 Grad werden ohne jede nachtheiligen Nachwirkungen ertragen, dank der regulatorischen Einflüsse der Schweißabsonderung. Durch diese enorme Wärmegrade werden die Hautgefäße ungemein lebhaft angeregt, und dadurch werden die tiefer liegenden Gefäße sozusagen „entlastet", und auf diese Weise werden etwaige Cirkulationsstockungen in den Blut- und Lymphgefäßen behoben. Nach einer kurzen Diskussion sprach Herr **Schuster** (Aachen) seinen angekündigten Vortrag über „Innunktionskur und Badebehandlung". Es handelt sich bei diesem Vortrage um die Entscheidung der Frage, ob Quecksilber durch die Haut oder in Dampfform durch die Lungen aufgenommen werden könne. Im Laufe der Diskussion machte Herr **Liebreich** darauf aufmerksam, daß verschiedene Individuen verschiedene Dispositionen mit Bezug auf die Aufnahmefähigkeit von Quecksilberdämpfen zeigen. Es hat sogar Physiker gegeben, die mit Quecksilber zu arbeiten außer Stande waren, weil sie sofort hochgradige Quecksilbererscheinungen darboten. Herr Liebreich neigt übrigens zu der Ansicht, daß die Quecksilberdämpfe nicht zur Heilung beitragen dürften, und daß die Innunktionskur vorläufig noch als die mächtigst wirkende gelten müsse. Herr **Vollmar** (Kreuznach) wies auf die Wichtigkeit der Salbenunterlage und auf die hypodromatische Anwendungsweise hin. An der ausgiebigen Diskussion über dieses Thema betheiligten sich ferner die Herren Frey und Poliaäus.

Ueber „Winterkuren in Ostseebädern" spricht hierauf Herr **Röchling** (Misdroy) vom allgemein diätetischen Standpunkte, und empfahl der Redner den Aufenthalt an der Ostseeküste auch für die Wintermonate, natürlich unter genauer Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse. Der Vortragende erläuterte seine Ansichten durch ein reiches Material von Witterungstafeln aus den Wintermonaten während der Jahre 1893 bis 1898. Im Verlaufe seiner Auseinandersetzungen kam Herr Röchling auf diejenigen Einrichtungen, welche für die Winterkuren in den Ostseeprovinzen nothwendig sein dürften. Dazu gehören in erster Reihe zweckmäßige Badevorrichtungen. **Gegen die Laienmassage sprach sich auch der Redner aus.** Dagegen empfahl er systematische Anwendung von Freiübungen und gemeinsamen sportlichen Veranstaltungen auf das Dringendste. Besonders zweckmäßig sind nach der Ansicht des Redners Schlittenfahrten vermittelst kleiner, nach Art norwegischer Rutschschlitten gebauter Fahrzeuge. Derartige **Rutschbahnfahrten** betrachtet der Redner als Idealübungen an Winterkurorten. Der glänzende Vortrag des Herrn Röchling fand den lebhaftesten Beifall aller Anwesenden. Hoffentlich bleibt der praktische Erfolg dieser Rede nicht aus. Herr **Lindemann** machte darauf aufmerksam, daß die Frühjahrsmonate lange nicht so günstig sind wie die ersten Wintermonate. Herr **Schütze** (Kösen) wies auf die Wichtigkeit klimatologischer Forschungen und Beobachtungen an Kurorten hin. Er empfahl allen Badeärzten, derartige Lokalforschungen in Angriff zu nehmen. Herr Röchling gab zum Schlusse die Erklärung ab, daß Mißdroy vom nächsten Jahre ab ein Hospiz für Winterkurorte besitzen werde. Hierauf hält Herr **Vollmar** (Kreuznach) seinen Vortrag über „Skrophulose und Soolbäder", in welchem er auf die Wichtigkeit dieser Heilmethode gegen die weitverbreitete Erkrankung hinwies. Eine Diskussion wurde nicht beliebt.

Ueber das „Lichtheilverfahren in Verbindung mit Vibrationsmassage und Wechseldiät" hatte Herr **Below** einen Vortrag zu halten beabsichtigt. Allein durch eine Verquickung höchst sonderbarer Umstände sah sich die Versammlung in die Zwangslage gebracht, auf den angekündigten Vortrag des betreffenden Herrn zu verzichten. Nach Erledigung dieses ungemein peinlichen Zwischenfalles — **Herr Below verließ unmittelbar nach der Abstimmung des Kongresses seinen Vortrag nicht anhören zu wollen, den Sitzungssaal** — sprach Herr **Sarason** (Hamburg) über die Finsen'sche Lupusbehandlun[g] elektrische Lichtbestrahlung. Der Redner hebt die bakterien[…] Wirkung der blauen und ultravioletten Strahlen hervor und [...] über Heilresultate in der Kopenhagener Lichtheilanstalt des Prof. **Finsen**. Dort sollen 59,3 pCt. als **anscheinend** geheilt [...] sein. Herr **Liebreich** warnt vor allem davor, Heilungen und Besserungen mit einander zu verwechseln. Einzig entscheiden[d] Glasdruckprobe. Erst wenn diese Probe überstanden ist, ka[nn] Ansicht des Herrn Liebreich von einer wirklichen Heilung [...] sein. Es handelt sich bei dieser ganzen Streitfrage darum, d[...] Liebreich bei seiner Contharidin-Behandlung nicht auf die Ab[...] der Bazillen abzielt, sondern auf die Stärkung der Zellenth[...] Hierdurch soll das Ergebniß erzielt werden, den Bazillus z[...] wanderung zu veranlassen.

Hierauf wurde die Sitzung geschlossen.

Lokal-Nachrichten
und Vermischtes.

Die Lektüre in der Straßenbahn. Bei de[n Be]rathungen des preußischen Eisenbahnetats kehrt [...] mäßig die Klage wieder, daß die Beleuchtun[g der] Eisenbahnwagen nicht hell genug sei. Der R[...] der von Langeweile geplagt werde, sei in den [...] stunden übel daran. Sich in ein Gespräch mit de[n Mit]reisenden einzulassen, sei nicht nach Jedermanns Ges[chmack] und sich die Zeit mit Lesen zu vertreiben, gehe nicht a[n, da] dazu die Beleuchtung nicht ausreiche. Der Eisenbahn[...] pflegt auf diese Klage zu entgegnen, daß das Bestreb[en be]stehe, die Beleuchtung zu verbessern, daß ab[er die] Wahl des Lichtes Schwierigkeiten bereite. Genu[g, die] Beleuchtung der Eisenbahnwagen läßt einstweilen [...] noch zu wünschen übrig. Dasselbe gilt, und min[destens] in dem gleichen Grade, von der Beleuchtun[g der] Pferdebahnwagen. Abends in einem derartigen [...] zu lesen, ist nicht gut möglich. Geschieht es, so schädig[t man] erheblich seine Augen. Wie anders muthen gegen di[e in] trüber Dämmerung erfüllten Wagen die taghell erle[uchteten] Wagen der elektrischen Straßenbahnen an! Da ist [es ein] Vergnügen, durch Lesen die Eintönigkeit der Fahrt zu [...]

Gewiß! Aber merkwürdigerweise, es giebt nicht Vi[ele, die] sich dieses Vergnügen verschaffen. In den Wag[en der] elektrischen Straßenbahnen wird — diese Beobachtung [...] schon Unzählige gemacht haben — sowohl in den Tag[es- als] in den Abendstunden nur wenig gelesen. Wie komm[t das?] Daß man im Omnibus nur selten einem Lesenden be[gegnet,] ist ohne Weiteres erklärlich. Das Rütteln des W[agens, ...] von anderem zu schweigen, verbietet eine derartige [Unter]haltung. Aber in den Eisenbahnwagen wird, so la[nge es] die Helligkeit erlaubt, viel und in den Pferdebahnwage[n] mit der gleichen Einschränkung sehr viel gelesen. Hi[er] da bedauert man es lebhaft, infolge der mangelhaft[en Be]leuchtung nicht auch Abends in der Lage zu sein, etwas [geistige] Speise zu genießen. Dieser Mangel ist in den Wag[en der] elektrischen Straßenbahnen beseitigt, aber hier liest ma[n über]haupt nur wenig, obgleich die Lebensverhältnisse u[nd] Daseinsgewohnheiten der in diesen Wagen Fahrende[n die]selben geblieben sind. Worauf ist die hier bestehen[de Ab]neigung gegen das Lesen zurückzuführen? Weshalb [wird in] den Wagen der elektrischen Bahnen so wenig gelesen?

Daß die einst in Vers und Prosa gefeierte „Gemüthl[ichkeit] der Pferdebahn auf der elektrischen Bahn nicht meh[r oder] nur noch in einem erheblich geringeren Grade anzutre[ffen ist,] diese Erkenntniß machte sich am ersten Tage des elek[trischen] Bahnbetriebes geltend. Hat sie auf der elektrischen Ba[hn die] Neigung für das Lesen vermindert? Wirkt die Neuh[eit der] Elektrizität in ihrer Eigenschaft als Beförderungsmittel [...] noch beeinträchtigend auf diese Neigung? Steht man [an der] Wende des Jahrhunderts der Elektrizität noch so schen [gegen]über, daß man in ihrem Bereich nicht die erforderliche [Samm]lung zum Lesen findet? Anders als dadurch ist die Th[atsache,] daß auf der elektrischen Bahn Zeitungen und Büch[er bei] Weitem nicht die Beachtung finden, deren sich diese [...] treiber auf der Eisenbahn und noch mehr auf der Pfer[debahn] erfreuen, wohl nicht zu erklären.

Hofnachrichten. Der **Kaiser** wohnte gestern Vor[mittag] dem Gottesdienst in der Gnadenkirche bei.

Beunruhigende Nachrichten über das Befinde[n der] **Königin von Belgien** sind aus **Brüssel** [einge]troffen. Nachdem zunächst gemeldet worden, daß die K[önigin] am Sonnabend Abend die Krise glücklich überstanden [habe,] brachte ein weiteres Telegramm die Meldung von de[m Ein]tritt einer **neuen Krisis**. Dr. Thiriar ist im köni[glichen] Palais. Der Zustand der Königin hat sich verschlimm[ert, es] bleibt **wenig Hoffnung, die hohe Patient[in zu] erhalten.** Die Königin hat die **Sterbesakran[mente]** erhalten.

Dagegen ist der Zustand des **Königs** der Belg[ier be]friedigend. Der König litt an einer Anschwellung der [...], welche eine unbedeutende Operation nöthig machte. Di[e] Operation ist mit denkbar bestem Erfolge aus[geführt] worden. Der König wird bereits am Dienstag Vor[mittag] den neuen rumänischen Gesandten behufs Entgegen[nahme] des Beglaubigungsschreibens desselben empfangen könn[en.]

Sein 25jähriges Amtsjubiläum feierte am gestrigen [...] unter großer Theilnahme Pfarrer Dr. **Bitthorn** v[on der] St. Andreasgemeinde. Schon Morgens früh begrüßten ihn i[m Kon]firmandensaal die zwölf Gemeindeschwestern und der Kirchenc[hor mit] einem Liede und überreichten ihm einen silbernen Kranz. Zu[m Fest]gottesdienst um 10 Uhr war die ganze Kirche mit Gewinden [und] Bannern des Jungfrauenvereins und der Kinder-Sonnta[gsschule] geschmückt. Beim Festgottesdienst in der überfüllten [Kirche] war die Kirchenbehörde durch den Superintendenten [...] die Stadtgemeinde durch den Stadtverordneten Eisold un[d den] Bezirksvorsteher der Parochie vertreten. In den Konfor[...] findet heute Abend eine weltliche Feier statt. Pfarrer Bitth[orn hat] in den 25 Jahren, die er an St. Andreas wirkte, 11,789 Tau[fen,] 11,562 Konfirmationen vollzogen, 3261 Paare getraut, 2759 Ge[meinde]mitglieder auf dem Sterbebett das Abendmahl gereicht [und] 9443 Beerdigungen mitgewirkt. Der Jubilar war vor seinem [Ueber]gange zur Theologie Philologe und Kunsthistoriker.

Der Kommandeur der Schloßgardekompagnie, Hau[ptmann] **Süß**, beging gestern seinen 70. Geburtstag. Schon in den Morgenstunden trafen in der Villa in der Ahornallee [...] nahe dem Standbilde Kaiser Wilhelms I., eine Menge der rei[chsten] Blumenspenden in den geschmackvollsten Zusammenstellungen e[in.] Postboten hatten den ganzen Tag zu thun, um Hunderte von De[peschen,] die den Briefen folgten, zu bestellen. Einer der Ersten, die des Gebur[ts]tages gedachten, war der Kammerherr Baron v. d. Knesebeck, der P[räsident] der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz, dessen Central[...] Hauptmann Süß, Inhaber der Rothen-Kreuzmedaille 2. Klas[se, seit] 30 Jahren angehört. Es folgten Hofmarschall Freiherr von Egl[off...] Reichsbankpräsident Dr. Koch, das Büreau des Rothen Kreuze[s, der] Vorsitzende der Sanitätskolonnen, Bankier Behrens, der in sein[em und] des Vorstandes Namen gratulirte, und viele, viele Ander[e. Die] Schloßgardekompagnie stattete ihre Glückwünsche durch Abord[nungen] des Offizierskorps und der Feldwebel ab. Ihnen schloss[en sich] der Generalstabsarzt der Armee Dr. v. Coler u. A. [an.]

Personalnachrichten. Wie aus **Paris** depeschirt [wird,] ist **König Oskar von Schweden und Norw[egen]**

er nach Biarritz abgereist. Der kommandirende miral von Knorr ist von Wilhelmshaven wieder hier etroffen.

Ein Diplomat in besonderer Mission. Eine kleine Ge- hte von unnachahmlich echtem, französischen Kolorit wird aus Paris erzählt. Am Tage nach dem Tode Felix res war der Elyseepalast, das Sterbehaus des Präsidenten, aus streng abgesperrt. Eine große Schaar von Journalisten te vergeblich Eingang zu erhalten, — nichts half, kein fehlungsschreiben, keine Visitenkarte, Jedermann wurde ückgewiesen. „Nur das diplomatische Korps hat Zutritt,“ derholte der das Portal vertheidigende Suisse immer von em. Da drängte sich aus der Schaar der Journalisten Herr durch die Menge. Er entnahm seinem Portefeuille Karte, zeigte sie dem Suisse, der plötzlich die Artigkeit t wurde und mit einer tiefen Verbeugung und den rten: „Ah . . . Monsieur l'Ambassadeur . . .“ den Herrn den Elyseepalast einließ. Ein unbeschreibliches Staunen ächtigte sich der draußen Harrenden. Dieser Herr, den n für einen kaum beachteten Journalisten hielt, war also Gesandte eines fremden Staates! Erst nach geraumer lichtete sich das Dunkel. Der anscheinende „Monsieur mbassadeur“ war wirklich „nur“ Journalist, aber ein sehr iger. Er trug allerdings eine Karte bei sich, auf der zu stand: „Ambassadeur! Entrée libre“ — aber dies war Passepartout des Pariser Café-Concerts, diesen stolzen Namen trägt.

Ein interessantes Liebespaar hat die hiesige Kriminalpolizei Sonnabend Abend im Alexanderplatztheater verhaftet. Ein rgutsbesitzer P. in Schlesien erhielt vor einiger Zeit den h eines Herrn F. aus Newyork, der länger bei ihm ver- e. Der Amerikaner belohnte die Gastfreundschaft sehr schlecht, n er die Gattin des Hausherrn, dessen dritte Frau, in die er verliebt hatte, zur Flucht mit ihm beredete. Nicht das allein, Pärchen nahm auch von dem Baarvermögen des Rittergutsbesitzers mit, was es nur an sich raffen konnte, preußische und re deutsche Werthpapiere im Betrage von weit über 200,000 rk. Zu seinem Glück entdeckte P. die Flucht noch rechtzeitig, um Behörden auf die Flüchtlinge aufmerksam machen zu können. Er e fest, daß das Paar vorgestern Morgen nach Berlin abgereist und dampfte mit dem nächsten Zuge nach. Auf den Berliner höfen erwartete man indessen das Pärchen am Sonnabend mittag umsonst. Die Leute waren so schlau gewesen, bereits in tenwalde auszusteigen und dann mit einem Vorortzuge sich Berlin ähern. So gelangten sie unbehelligt hinein. Als aber P. mit dem ten Zuge eintraf, konnte ihm die Kriminalpolizei den- die Gesuchten bereits vorstellen. Außer den Bahnhöfen wurden lich Abends auch die Theater und andere Vergnügungsorte über- cht, und als im Alexanderplatztheater die Vorstellung zu Ende ar, wurden ein Herr und eine Dame ganz unauffällig eingeladen, einen Augenblick einmal im gegenüberliegenden Polizeipalast mit usprechen. Sie folgten der Einladung, wenn auch nicht mit be- erer Freude. Der Augenblick zieht sich allerdings stark in die ge. Denn das Pärchen, das später der mittlerweile eingetroffene rekognoscirte, ist noch immer dort am Alexanderplatz und wird in wohl sobald nicht wieder verlassen. Das Geld hat der Be- lene bereits wieder erhalten.

Eine Diebes- und Hehlerbande, die in der letzten Zeit hiesige uhwaarenhandlungen heimsuchten, ist jetzt zum Theil , zum Theil in Dresden, dingfest gemacht worden. Es ist über uhwaarendiebstähle in großem Umfange schon wiederholt ichtet worden. Die Einbrecher hatten nur, wie sich jetzt heraus- ellt hat, hier einen Hehler, der die Beute nach Dresden „verschärfte“. rch Zufall erfuhren sie die Adresse des Dresdener Abnehmers und eiteten nun mit ihm unmittelbar, um nicht den Verdienst mit dem wischenhändler“ theilen zu müssen. Das bekam ihnen jedoch echt. Die Hast, mit der sie ihre „Geschäfte“ abwickeln mußten, ß ihnen keine Zeit, die gestohlenen Waaren erst von Neuem zu ver- ken, sondern so wie sie sie erbeuteten, schickten sie die Ballen in ursprünglichen Verpackung nach Dresden. Durch die verschiedenen chäftsbezeichnungen fielen aber die Sendungen den Bahnbeamten ; sie benachrichtigten die Kriminalpolizei, und diese faßte zuerst Dresdener Hehler, als er eine Sendung in Empfang nehmen llte, und dann auch die Spitzbuben in Berlin. Die ganze Gesell- ft ist jetzt bereits in das Untersuchungsgefängniß abgeführt, die ohlene Waare, soweit sie zu ermitteln war, nach Berlin zurück- racht worden.

Unmittelbar vor seiner Verhaftung machte gestern der Jahre alte frühere Postassistent Richard Kloß in seiner Wohnung der Schlegelstraße einen Selbstmordversuch. Kloß war her in Ostrowo angestellt und wurde wegen Unterschlagung im te steckbrieflich verfolgt. Zunächst hielt er sich in Bromberg auf, n kam er nach Berlin. Hier bezog er am 12. v. Mts. in der legelstraße Nr. 24 ein möblirtes Zimmer und arbeitete in der- en Straße Nr. 6 als Klempner. Am Sonnabend Abend bat er Wirthin, ihn am nächsten Morgen früh zu wecken, er wolle in Kirche gehen, um sein Gewissen zu erleichtern. Hierzu kam es essen nicht mehr. Gestern Morgen erschienen zeitig Kriminal- mte in der Wohnung, um den Gesuchten zu verhaften. Sie er- digten sich erst bei der Wirthin nach den Verhältnissen ihres ethers. Als Kloß das in seiner Stube hörte, griff er unverzüglich n Revolver und jagte sich, bevor noch die Beamten bei ihm ein- reten waren, eine Kugel in den Unterleib. Ein Arzt der Unfall- tion IX legte dem Schwerverletzten einen Nothverband an und ließ dann in ein Krankenhaus bringen.

Die Ausstellung von Schreibmaschinen, Vervielfältigungs- paraten und Ansichtspostkarten, die der Papierverein Berlin Provinz Brandenburg in der Handelsstätte Belle- lianz veranstaltet hat, wurde gestern unter sehr zahlreicher eilnahme des Publikums durch den Vorsitzenden des deutschen piervereins, Herrn Reinhold Tetzer, mit einer kurzen in ein Hoch den Kaiser ausklingenden Ansprache eröffnet. In einem ge- umigen Ausstellungssaal ist eine überraschend reiche Auswahl n Schreibmaschinen übersichtlich ausgestellt, die von den Ver- tern der betreffenden Fabrikanten im Betriebe vorgeführt wur- n und in ihrer Mannigfaltigkeit, von der einfachsten Hebel- uckmaschine bis zu den komplizirtesten Tastenmaschinen mit schalter, Zeilensteller, Kopir-, Hektographirvorrichtungen und der- ichen, ein erfreuliches Bild von der rastlosen Entwickelung dieser wichti- Industrie gaben. Die Vervielfältigungsapparate weisen keine beson- ren Neuheiten auf. Neben dem alten Hektographen findet sich der clostyle, der Schapirograph, die Hektographenblätter u. s. w. ßerordentlich reichhaltig ist die Sammlung der zum überwiegenden eil wirklich künstlerischen Ansichtspostkarten, in der alle Arten ädte- und Landschaftsbilder, Genrebilder und Scherzkarten vertreten d. Dem Sammler, der diese Menge von Karten sieht, muß angst bange werden. Schreibmaterialien aller Art, Kopirpressen, iefordner u. s. w. vervollständigen die Ausstellung. Auf Einzel- ten der Ausstellung kommen wir noch zurück; aber heute schon sei Besuch allen Interessenten und auch dem großen Publikum aufs ärmste empfohlen; sie bietet so viel des Interessanten, daß sie ohne age jedem Besucher etwas Interessantes bringt.

Das neuerbaute Künstlerhaus des Vereins Berliner ünstler in der Bellevuestraße hat in seinem rechts vom Eingang legenen Ausstellungsraume der deutschen Bildhauerkunst ein be- nderes Heim eingerichtet. In dieser permanenten, wöchentlich chselnden Ausstellung plastischer Werke ist dem kunstliebenden ublikum Gelegenheit geboten, Werke der Plastik, besonders auch der lonplastik, Bronzen, Terrakotten, Marmorbüsten, ja auch Gipsmodelle eft von der Hand des Künstlers zu erwerben. Der Verein Ber- er Künstler hat im Interesse der Künstler und des Publikums wissermaßen eine Vermittlerrolle zwischen beiden Theilen über- mmen, so daß der deutsche Kunstmäcen, der des plastischen Schmuckes nes Salons, seines Hauses bedarf, hier Gelegenheit findet, die Kunst eft von Künstlerhand zu haben. Gleichzeitig werden für das Publikum, Photographiealbums nach Gattungen geordnet, Büsten, Grabdenkmäler u. s. w., Werke deutscher Plastik, zur Besichtigung ausgelegt, so daß es ein Leichtes ist, sich über den Bedarf und darüber, was individuell gefällt, zu orientiren. Aber nicht nur der Privatmann, sondern auch der Geschäftsmann kann hier am einfachsten seine Zwecke erfüllen. Der Geschäftsführer im Künstlerhause ertheilt auf Anfragen alle kunsthändlerischen Auskünfte.

Ueber eine folgenschwere Katastrophe in einem Eisenbahnzuge wird aus Petersburg depeschirt: In dem nach Dwinsk Sonnabend Abend abgegangenen Personenzuge ist ein Waggon dritter Klasse durch die Explosion eines mit Benzin gefüllten Ballons verbrannt. Sechs Frauen und ein Mann wurden getödtet; sechzehn Personen wurden schwer verwundet ins Krankenhaus gebracht.

Rennen zu Auteuil, 5. März. (Telegraphische Mittheilungen.) Prix de Billancourt, Steeple-Chase 15,000 Frcs., 4200 Meter. 1. Vaucouleurs, 2. Detonator, 3. Valois. Tot. 20 : 10, Pl. 20, 39 : 10. Prix D'Anjou, Hürden-Handicap. 10,000 Frcs., 4000 Meter. 1. Estafier, 2. Pilule, 3. Orcadie II. Tot. 59 : 10, Pl. 25, 17, 27 : 10. Prix Hypothese, Steeple-Chase, 6000 Frcs., 3500 Meter. 1. Fusain II, 2. Requiem, 3. Fox. Tot. 41 : 10, Pl. 20, 19 : 10.

HANDELS-ZEITUNG.

Wochenschau.

Von **J. Wiener.**

Diskontogesellschaft und Deutsche Bank.

Mit dem Abschluss der Diskontogesellschaft ist in der jüngsten Woche auch der letzte aus dem Bereich der grossen Bankinstitute bekannt geworden. Nachdem am Tage vorher die ungewöhnlich hohen Ergebnisse der Deutschen Bank veröffentlicht worden waren, machte der Gewinn der Diskontogesellschaft auf die Börse keinen günstigen Eindruck. Hat doch, während die Deutsche Bank ein erheblich höheres Resultat als in 1897 erzielt hat, das der Diskontogesellschaft die Ziffer des Vorjahres gerade nur erreicht, indem nach den grossen Abschreibungen, die die Diskontogesellschaft früher aus dem Gewinn an der Fusion mit der Norddeutschen Bank vorgenommen hat, bereits wieder Verluste auf Effekten abzuschreiben waren. War nun die Veröffentlichung des Ergebnisses der Diskontogesellschaft mit einem Rückgange ihrer Antheile verknüpft, so hatte andererseits der Abschluss der Deutschen Bank nicht eine Steigerung des Kurses dieser Aktien zur Folge. Dies war anscheinend auf folgende Weise zu erklären. Die Thatsache, dass die Deutsche Bank die aus ihren Filialinstituten, dem Schlesischen Bankverein und der Bergisch-Märkischen Bank, erzielten Gewinne von etwa 4 Millionen Mark auf das Jahr 1899 zurückgestellt hat, wurde dahin aufgefasst, dass die Bank nicht ohne Weiteres darauf rechnet, aus dem Erträgniss des laufenden Jahres eine gleich hohe Dividende wie für das Vorjahr vertheilen zu können und hierfür die Zurückstellung grösserer Beträge für wünschenswerth hält.

* * *

Montanaktien,

nicht Bankaktien, bildeten in der jüngsten Woche wieder dasjenige Gebiet, auf dem sich das Geschäft der Börse hauptsächlich abspielte. Das treibende Moment auf diesem Markt bleibt der Eifer des Privatpublikums, dem auch die zünftige Spekulation und Bankwelt, wenngleich sie an sich angesichts des Kursniveaus von einer gewissen Skepsis erfüllt ist, Rechnung trägt. Auf diese Weise giebt das Interesse des Publikums für Montanaktien auch den Impuls zu neuen finanziellen Transaktionen auf dem Montanmarkte. Aus eben den Kreisen, die gegen die Fusion des Harpener Bergwerkes mit der Zeche Centrum Stellung nahmen, wird nunmehr die Vereinigung zweier anderer Kohlengruben, des Bergwerkes Nordstern mit der Zeche Graf Moltke, betrieben. Ferner scheint die österreichische Spekulation, nachdem sie in Wien die Montanaktien in die Höhe getrieben hat, in Berlin noch ein weiteres Feld für eine ähnliche Thätigkeit gegeben zu sehen. Die Rede, die Minister Thielen im Abgeordnetenhause zum Eisenbahnetat hielt, leistete der Aufwärtsbewegung in den Montanaktien ebenfalls Vorschub. Er sieht die steigende Konjunktur des wirthschaftlichen Lebens sich noch fortsetzen. Und so sehr der Betrieb der Bahnen durch die Steigerung der Materialpreise vertheuert wird, glaubt er doch den Syndikaten in der Montanindustrie seine Anerkennung aussprechen zu sollen. Dass diese Syndikate, wenigstens in gewissen Grenzen, ihre vortheilhafte Seite haben, soll nicht bestritten werden. Indess gerade die Aeusserungen des Eisenbahnministers waren nicht durchaus folgerichtig. Er wies auf den Mangel an Roheisen hin, und wie dieser sich für die gesammte Industrie fühlbar machen könnte. Diese für das ganze Wirthschaftsleben und insbesondere vom Standpunkte des Konsums aus nachtheilige Knappheit an Material ist ja aber als eine der Wirkungen der Syndikate anzusehen, die diesen Zustand mit ihren Produktionseinschränkungen verschuldet haben. Zu einem Theile werden diese Betriebsreduktionen noch heute aufrecht erhalten. Aber auch in den Fällen, in denen sie nunmehr aufgehoben sind, wirken sie insofern nach, als sie die Ansammlung von Vorräthen verhindert haben, mit denen der Bedarf, den die augenblickliche Produktion nicht zu befriedigen vermag, gedeckt werden könnte.

* * *

Ausländische Emissionen in Deutschland.

Als in der ersten Plenarverhandlung des Reichstages über die Reichsbanknovelle Herr Gamp die Anregung aussprach, dass die Regierung der Emission ausländischer Papiere in Deutschland entgegentreten solle, wurde sonderbarerweise von keiner Seite darauf hingewiesen, dass in dieser Frage ein — der Oeffentlichkeit allerdings erst jetzt bekannt gewordener — Schriftwechsel zwischen dem Preussischen Handelsminister und den Berliner Aeltesten stattgefunden hatte. Der Minister hatte sich — mit nicht misszuverstehender Absicht — an das Kollegium mit der Frage gewandt, ob die Nachricht zuträfe, dass in Deutschland grössere Emissionen hochverzinslicher ausländischer Papiere bevorständen. Die Aeltesten glaubten die Frage verneinen zu dürfen, hielten es aber für angezeigt, den Minister darauf aufmerksam zu machen, dass das deutsche Publikum gegenwärtig in starkem Maassstabe ausländische Papiere, besonders amerikanische Eisenbahnshares und südafrikanische Minenaktien, kauft, die in Deutschland nicht zur Emission gelangen. Dem Minister war der Wink wohl verständlich, dass die Verhinderung ausländischer Emissionen in Deutschland unser Publikum durchaus nicht an dem Erwerb ausländischer Papiere hindern würde. Der Antwort der Aeltesten lässt sich indess noch manches Wort hinzufügen. Der Minister hat in seinem Schreiben von hochverzinslichen ausländischen Werthen gesprochen. Wäre dem deutschen Publikum aber etwa mehr gedient, wenn ihm ausländische Papiere zugeführt werden, die einen niedrigen Zins bringen? Worauf es ankommt, ist vielmehr, dass der Kurs, zu dem die Papiere erworben werden, im rechten Verhältniss zu dem damit verbundenen Risiko steht. Die Regierung darf aber überhaupt keinen sonderlichen Anspruch darauf erheben, auf diesem Gebiete die Rolle des Volksbeglückers spielen zu wollen. Denn sie selber ist es, die wiederholt ausländische Emissionen begünstigt hat, aus denen dem deutschen Publikum schwerer Schaden erwachsen ist. Muss immer von Neuem daran erinnert werden, dass eben die Regierung, die eine Aera russischer Emissionen in Deutschland inaugurirt hatte und sie zum Theil unter der Aegide der Seehandlung von Statten gehen liess, diese Papiere später boykottirte? Und wie viel haben unsere Kapitalisten, wenigstens vorübergehend, an italienischen Papieren verloren, mit deren Unterbringung in Deutschland unsere Regierung so sehr sympathisirt hatte! In den Verhandlungen der Börsenenquete-Kommission erinnerte Herr Russell von der Diskontogesellschaft daran, dass die Reichsregierung das Institut für die Uebernahme einer argentinischen Eisenbahnanleihe noch zu einer Zeit interessiren wollte, als unsere Bankwelt den argentinischen Kredit bereits für stark kompromittirt ansah. Aber auch die Emission der chinesischen Anleihe, die im vorigen Jahre unter der Betheiligung der Seehandlung zu 90 pCt. aufgelegt wurde, hat den Käufern bisher Verluste verursacht, und, was ebenfalls sehr bemerkenswerth ist, der Prospekt für diese Anleihe wäre von der Zulassungsstelle in Berlin wegen unzureichenden Inhaltes wahrscheinlich abgelehnt worden, wenn nicht die Regierung auf seine Genehmigung Gewicht gelegt hätte. Sollte da nicht endlich die Regierung das Bedürfniss verspüren, sich in diesen Fragen eine grössere Zurückhaltung aufzuerlegen? Wenn die Regierung aber an eine Behinderung der ausländischen Emissionen denkt, um damit etwas im Interesse unserer inländischen Anleihen zu thun, so muss ihr entgegengehalten werden, dass dies ein automatisches Verfahren wäre, das seine Wirkung sicherlich versagen würde. Und auch den Gesichtspunkt wird die Regierung zu berücksichtigen haben, dass unserem Nationalvermögen nicht damit gedient ist, wenn seine Anlage sich gar zu einseitig auf inländische Werthe konzentrirt und der ohnehin vorhandene Uebereifer unseres Publikums für die heimischen Industriewerthe bis zu neuen Ausschreitungen gesteigert würde. Dass Deutschland keine ausländischen Papiere zugeführt werden, aus deren Erwerb unseren Kapitalisten Verluste drohen, bleibt allerdings in hohem Grade erwünscht; nur hat sich zur Verhütung dieser Eventualität die Regierung als wenig qualifizirt erwiesen.

* * *

Eine neue russische Anleihe?

In dem Schreiben der Aeltesten an den Preussischen Handelsminister auf dessen Anfrage wegen der in Deutschland bevorstehenden ausländischen Emissionen wird erwähnt, dass Verhandlungen wegen Uebernahme einer russischen Anleihe geschwebt haben, indess resultatlos verlaufen seien. Es ist das wohl die Anleihe, betreffs deren im vorigen Jahre verlautet hatte, dass wegen derselben mit amerikanischen Finanzfirmen verhandelt worden wäre. Nunmehr, wo bekannt wird, dass auch die Verhandlungen mit Deutschland zu keinem Resultat geführt haben, wird zugleich aus Paris gemeldet, dass die Anleihe von dem Crédit Lyonnais übernommen worden wäre. Ob in Frankreich thatsächlich noch eine ausreichend günstige Stimmung für russische Werthe besteht, um die Uebernahme einer grossen russischen Anleihe ausschliesslich seitens des französischen Marktes möglich zu machen, erscheint indess fraglich. Der russische Finanzminister selber aber hat wiederholt versichert, Russland habe keinen so dringenden Geldbedarf, dass es genöthigt wäre, Geld unter nicht willkommenen Bedingungen aufzunehmen.

* * *

Die Wiederherstellung der Produktenbörse.

In Bezug auf die Berliner Produktenbörse bleibt die Regierung bemüht, den Schaden nach Möglichkeit gut zu machen, den sie mit ihrem Eingriff in den Getreidehandel im Allgemeinen und in denjenigen Berlins im Besonderen angerichtet hat. Mit den Verhandlungen in ihrem gegenwärtigen Stadium wurde auch die Persönlichkeit des Kaisers in Verbindung gebracht. Ein solches Interesse des Monarchen könnte man logisch daraus herleiten, dass, nachdem die Verhandlungen durch den Gegensatz zwischen dem Handelsminister und dem Minister für Landwirthschaft ins Stocken gerathen waren, der Kaiser es für wünschenswerth ansehen mochte, seinerseits die Verhandlungen in ein positiveres Stadium zu versetzen. Aber neben diesem logischen Kommentar für das dem Kaiser zugeschriebene Interesse an den Verhandlungen existirt auch eine Version, die mehr mythologischer Natur ist. Sie will wissen, dass das Interesse des Kaisers von einer Unterhaltung mit Dr. Siemens von der Deutschen Bank herrühre. Für die Behauptung, dass diese Version einen mythischen Ursprung hat, darf ich aber als klassischer Zeuge gelten. Dieses Gerücht hat nämlich nachweislich seinen Ursprung in einer Bemerkung, die an dieser Stelle aus Anlass der Anwesenheit von Dr. Simens am Hofe gefallen ist. Damals wurde hier dem Wunsche Ausdruck gegeben, dass auch Persönlichkeiten von politisch und wirthschaftlich liberalen Anschauungen, wie Siemens, Gelegenheit erhalten möchten, auf den Monarchen zu wirken. So würde Siemens der rechte Mann sein, dem Kaiser, der mit den Impuls dazu gegeben, den Terminhandel in Getreide abzuschaffen, zutreffende Aufklärungen über diese Institution zu ertheilen. Aber freilich ist mit einem solchen Wunsche bis zu dessen Verwirklichung ein weiter Weg, und wenn die Hoffnung auf die Wiederherstellung der Produktenbörse nicht stärkere Gründe für sich hätte als die Annahme, dass eine solche Unterhaltung zwischen dem Kaiser und Siemens stattgefunden, wäre es auch diesmal schlecht um diese Aussichten bestellt.

* * *

In der Reichsbankfrage

haben die Agrarier in der ersten Lesung der Reichstagskommission eine völlige Niederlage erlitten. Nicht eine einzige ihrer Forderungen ist durchgedrungen, vielmehr ist der Antrag auf die Verlängerung des Privilegs um 20 Jahre angenommen worden. Weiten Kreisen des deutschen Volkes wird dieser Misserfolg der Agrarier den aufrichtig empfundenen Wunsch entlocken: Vivat sequens!

Berliner Packetfahrt-Aktiengesellschaft. Wie uns seitens der Verwaltung mitgetheilt wird, ist eine genaue Schätzung der Dividende noch nicht möglich, sie hoffe aber, eine um 3 Prozent höhere Dividende als im Vorjahre vertheilen zu können. Im Vorjahr gelangten 22 Prozent zur Vertheilung.

Newyork, 4. März. (W. T. B.) Der Werth der in der vergangenen Woche eingeführten Waaren betrug 11,980,557 Dollars gegen 8,293,819 Dollars in der Vorwoche, darunter befanden sich Stoffe für 2,888,871 Dollars gegen 2,590,908 Dollars in der Vorwoche.

Oesterreichisch-ungarische Staatsbahn (österreichisches Netz) vom 21.—28. Februar 534,872 Gulden. (37,006).

Aussig-Teplitzer Bahn. Februar 467,900 Gulden (+ 14,822).

Buschtiehrader Bahn. Februar, A-Netz 258,189 Gulden (— 500), B-Netz 474,923 Gulden (+ 11,300).

Newyork, 4. März. Weizen eröffnete stetig mit etwas niedrigeren Preisen im Einklang mit Europa. Auch im weiteren Verlaufe war auf Liquidation und Verkäufe der Haussiers ein fortwährender Rückgang zu verzeichnen. Schluss kaum stetig. Mais Anfangs träge infolge niedriger Kabelmeldungen, später auf Realisirungen und Verringerung der Engagements der Hauessepartei rückgängig. Schluss kaum stetig. An der Nachbörse stellte sich Weizen 1/8 c. höher.

Verantwortlich für den politischen Theil: Dr. jur. E. Grüttefien; für den Handelstheil: J. Wiener; für Lokales, Vermischtes und Gerichtszeitung: K. Keller; für das Feuilleton: Fritz Engel; für den übrigen redaktionellen Theil: K. Günther; für die Inserate: O. Sietzmann. Druck und Verlag von Rudolf Mosse. Sämmtlich in Berlin.

Theater * Concerte Vergnügungen

Königl. Schauspiele.
Montag, 6. März.
Opernhaus. Großes Concert zum Besten der Mildwida.
Schauspielhaus. 65. Vorstellung. **Liebe für Liebe.** Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Spielhagen. Anfang 7½ Uhr.

Deutsches Theater.
Montag: **Cyrano von Bergerac.**
Dienstag: **Fuhrmann Henschel.**
Anfang 7½ Uhr.

Lessing-Theater.
Montag: **Im weißen Rößl.**

Residenz-Theater.
Montag } **Der Schlafwagen-**
Dienstag } **Controleur.**

Berliner Theater.
Montag: **Faust.** Anfang 7 Uhr.

Metropol-Theater.
Heute und folgende Tage: **Die kleinen Michus** u. **Die Engelsjäger.** Im Vorber.: **Der wilde Meier** v. Leon Leipziger. Musik von Franz Wagner.

Theater des Westens
Montag: Zar. Dienstag u. Mittw.: Gastspiel v. **Reinh. Wellhof** u. **Fritz Werner.** Der Husar. Am Wörther See.

Schiller-Theater (Wallner-Th.). Verbot. Früchte. Die Neuvermählten.

Central-Theater.
Direktion: José Ferenczy.
Die Puppe (La Poupée).

Thalia-Theater.
Gastspiel Emil Thomas.
Schiddebolds Engel.

Urania.
Taubenstr. 48/49.
Im Theater: „Das Land der Fjorde". Hörsaal: Dr. P. Spies: „Die Photographie in natürlichen Farben."

Reichshallen Täglich
Stettiner Sänger.
Anf. 8 Uhr. Entr. 50 Pf. Vorverk. 40 Pf.
Zum Schluß, neu: **Frauen-Emancipation.**

Wintergarten.
Vollständ. neues Programm.
Méaly.

Apollo-Theater
Sidley * Jülich
Segommer
Julians * Sato etc. etc.
Anfang 7½ Uhr.

Budapester
Possen- u. Operetten- **Theat.** Stadtbahnh. Alexanderpl.
Direction: A. u. D. Herrnfeld.
Wegen des noch in diesem Monat beginnenden Herrnfeld-Cyclus nur noch kurze Zeit die erfolgreichsten Schlager
Nicht ohne Folgen
und
Endlich allein
sow. die neuen März-Specialitäten mit dem **urkomischen Bendix** als **Frau Krawutschke.**
Anf. 8 Uhr. Vorverkauf 11-5 Uhr.

Concerthaus. Hoffmanns Quartett u. Humoristen.
Zum Schluß: **Theaterskandal.**
Dienstag: **Der Jubilar.**

Circus Busch
Montag, den 6. März 1899:
Extra-Abend.
„Persien."
Polo à bicyclette.
Director Busch mit seinen sechs Trakehnerhengsten.
Sandor-Trio.
Burckhardt-Foottit als Schulreiter. Reiterspiele, geritten von 4 Damen auf 4 Schulpferden. Gigerl-Clown Daniels. Boganowski als Eisenbahn-Schaffner.
Morgen, Dienstag, den 7. März 1899, Abends 7½ Uhr:
„PERSIEN."
Nur noch kurze Zeit!

Man wohnt und speist sehr gut zu civilen Preisen in
Hôtel u. Restaurant „Berg"
Inhaber: **Adolph Wolff.**
69 Charlottenstraße 69. a. d. Leipzigerstraße.

Ballhaus
Joachimstr. 20 — **Täglich grosser Ball!**
Sie sind wieder da!
Marie Abouchacour u. Baia-ben-Aben.
Die beiden schönsten Türkinnen.

Zur Bestattung des **königlichen Hauptmannes und Compagnie-Chefs im westfälischen Pionier-Bataillon Nr. 7**
Hermann Hammerstein
findet die Ueberführung der Leiche vom Garnison-Lazareth in Deutz nach dem Bahnhofe am Montag, den 6. März, Nachmittags 3½ Uhr statt.
Die Beerdigung erfolgt in Mülheim an der Ruhr am Dienstag, den 7. März, Nachmittags 3½ Uhr von der Louisenstr. 33 aus.
Die trauernde Familie.

Berlin-London
in **20** oder **22 Stunden** über
Ostende-Dover.
Von Berlin P.B. ab: 1⁰⁵ Nchm. (über Hildesheim). In London an: 11²² Vm.
Beste, comfortabelste und bewährteste Route nach England.
Drei Abfahrten täglich.
Neue, grosse, mit allem Luxus ausgestattete Raddampfer des belgischen Staates bewerkstelligen die
Ueberfahrt in 3 Stunden.
Nachzahlungsgebühr an Bord d. Dampfer f. Reisende II.Cl. z. I.Cl. nur M. 2,00. Directe Fahrkarten. Combinirte Billete bis Ostende od. Dover.
Nord-Express (Luxus-Zug) zwischen Ostende (London) und St. Petersburg über Köln-Berlin (directe Wagen Ostende-Eydtkuhnen).
Auskünfte und Billete in den meisten Reisebureaux. †

BERLIN W., Leipziger-Strasse 91
Frankfurt a. M., Grosser Kornmarkt 25. **Köln,** Unter Fettenhennen 7.
Hamburg, Stadthausbrücke 11. **Bremen,** Obernstr. 61, gegenüb. d. Sögestr.
München, Landwehrstrasse 24. **Magdeburg,** Breite Weg 3a.
Mannheim, U. 6, 22. **Stuttgart,** Urbanstr. 88.
Dr. J. SCHANZ & Co.
Patente
unter Garantie für Erteilung und Rechtsgültigkeit.
Muster, Marken. — Weitgehendste Vergünstigungen. — Auskunft kostenlos. — Energische Verwerthung. — Ankauf v. Erfindung. — Jurist. Vertretung.

SIRIUS RÄDER
DAS FEINSTE AUF DEM MARKTE
SIRIUS FAHRRAD WERKE G.M.B.H. DOOS NÜRNBERG
Fabrikniederlage: **Georg Herold, Berlin S., Neue Rossstr. 6.**

---

wohlschmeckend.
Garantirt rein. Schnell-löslich.

Dosen	1/2	1/4	1/8 Ko.
Mk.	2.40,	1.25,	0.65.

Verkaufsstellen durch Firma-Schilder kenntlich.

Gegründet 1828. — 28 gold. Medaillen.

Feist-Sekt
Bester Deutscher Sekt, französischen Marken ebenbürtig.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.
Gebr. Feist & Söhne, Frankfurt a/M.

Potsdamer Str. 129/130. I. Etage.
D. L. Haim
Potsdamer Str. 129/130. I. Etage.
Besonders vortheilhaftes Angebot zum bevorstehenden Wohnungswechsel.
Grosses, reich assortirtes Lager
von direkt importirten, nur echten **Persischen** und **Türkischen**
Teppichen.
Pracht-Exemplare in allen Grössen und für jedes Zimmer passend.
Ferrahans, Jordes, Kadimnes, Hamadans, Ispahans, Afgahns, Bokharas, Schiras, Dagestans, Kelims, Djidjims etc. etc.
zu billigsten Engros-Preisen.
Bitte zu beachten, dass mein Geschäft sich **nur I. Etage** befindet.

Fabrikgrundstück.
In einer Kreisstadt der Provinz Hannover ist wegen Einstellung des Betriebes eine Fabrikanlage mit maschineller Einrichtung und Wohngebäude **ganz außerordentlich preiswerth** zu verkaufen. Anfragen sind zu richten unter **W. 6872** an **Haasenstein & Vogler, A.-G., Hannover.** *

Fortwährender Bestand
circa 500 Pferde.

Große Transporte Holsteiner und **Russischer Wagen- und Arbeitspferde, Ungarischer** und **Litthauer Jucker, schwerer amerikanischer Arbeitspferde,** sowie **Ponies** treffen **täglich** ein und stehen zum Verkauf.
Berlin NW., Lehrterstraße 12/13. **S. Neuberg.** *

Hervorragende Gelegenheitskäufe!
Andree, Handatlas, neueste Auflage 1899, eleg. geb., statt 32 nur **24 Mk.**
Brehm's Thierleben, neuest. Chromo-Ausg., 10 eleg. B., statt 150 nur **90 Mk.**
Brockhaus, Lexik., neueste Jub.-Ausg., 17 eleg. Bde., statt 170 nur **100 Mk.**
Meyer, Lexikon, neueste Aufl. 1897, 17 eleg. Bde., statt 170 nur **95 Mk.**
Max Perl, Buchhandlung, **Berlin W.,** Leipzigerstrasse 89. †

In einer schönen Kreishauptstadt Bayerns ist ein
Waaren-Abzahlungsgeschäft,
in schönstem Betrieb, mit 10jähr. Bestand, verkäuflich. Anzahlung 8—10,000 erforderlich. Off. unt. **J. M. 9047** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.** †

Berliner Aquarium.
Unter den Linden 68a,
Eingang Schadowstrasse 14.
Eintrittspreis 1 Mark.
Reichhaltigste Ausstellung der Welt an lebenden Seethieren, Reptilien etc.

Eisenach.
Hôtel „Goldener Löwe",
der Neuzeit entsprechend umgebaut.
Wiedereröffnung am 1. März.
Besitzer: **Fr. Beck.** *

Die Versteigerung
gar. echter **Perser Teppiche**
findet bestimmt **heute** v. 11—3 Uhr b. Spedit. **W. Marzillier u. Co., Lützowstr. 102** statt.
Arendsee, Gerichtsvollz.

Independent News Company Limited
171, Temple Chambers, London, E.C.
Einzig. Instit. dieser Art. Gewährt
Kaufleuten u. Fabrikanten
jed. Branche fachmän. Beratg. u. Unterstützg. zu Calculirg. Entrirg. u. erfolgr. Durchführg. von **Handelsgeschäftn. i. all. Welttheilen.** Lehrreiche Brosch. "Export-Import" 8. Aufl. deutsch, gratis.

Heinrich Lanz
Berlin W.
Friedrichstr. 186
Locomobilen
stets am Lager.

Patente
durch das
Patentbureau Dagobert Timar.
Hauptbureau:
BERLIN N.W. Luisenstr. 27-28.
Telephon: Amt III, 32.
Eigene Bureaus: Bremen, Cöln a. Rh., Dresden, Hamburg, München.
Ich bitte, bei Nachsuchung von Patenten, Gebrauchsmustern, Warenzeichen und in allen patentrechtlichen Fragen sich an mein Bureau zu wenden. Rasche und gewissenhafte Erledigung jedes Auftrages.
Hervorragendes Bureau in Ausführung jeglicher Patent-Angelegenheit. Erfahrene technische Kräfte. Beste Referenzen. Auskünfte und Broschüren kostenlos.
Verbindung mit Kapitalisten und Banken, dadurch beste Verwertung der
Patente
durch das
Patentbureau Dagobert Timar.

Psyche, Character,
die feinst. u. intimsten Züge etc. **analysirt auf Grund einzusend. Handschriften:** der Entdecker u. Meister d. wissensch. Psychographologie **P. P. Liebe, P. F., Augsburg** m. Bitte, Beding., auch Brosch. (96 S.) **kostenfr.** zu verl., da vorherig. Honorar u. Retourport. i. vielj. vorn. Ausüb. m. Praxis deplac. Nobl. oblige.

Ueber Nach
blendendweiße, Haut, **kein Aufspri** derselben, keine F keine Mitesser bei brauch von **Ruh**
Crême-Bional Mk. 1,30, **K**
Bional-Seife 50 u. 80 Pf., **K**
Bional-Puder 100 Pf. Echt n
Frz. Kuhn, Kronenparf., Nürn
Hier i. d. **Elephantenapoth.**
zigerstr., **k. priv. Löwenapoth.**
salemerstr., **Pelikanapoth.** Leip
straße, **Viktoriaapoth.** Friedr
Wittes Apoth. Potsdamerstr.

B o l a n.
Feiner, eleganter Anz stoff aus reiner Sc wolle. Muster sofort frei.
Tuchhaus: **Boetzkes** in **Düren 15,** Rheinld.

Von einer Weinhandlung tüchtige
Agenten
gesucht. Günstige Bedingung Gehalt.
Maurice Ducot, Bord

Locomobile
verkaufen u. verleihe

A. Niedlich &
vorm. Robey & C
Berlin N.W
Albrechtstrasse 11.

Flaschen-Pyramil
kauft **Manegold,** Dresde

Empire-Salon
Mahagoni mit Gold, con neu, sofort zu verkaufen **S**

Nummer 10. Berlin, Montag 6. März 1899.

Der Zeitgeist

Beiblatt zum „Berliner Tageblatt"

Verantwortl. Redakteur: Dr. jur. E. Grüttefien in Berlin.

Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Der Verfassungskonflikt in Finnland.

Von *** [Nachdruck verboten.]

Hoch oben im Norden liegt ein kleines Land, nur von wenigen gekannt, aber vollauf berechtigt zu einem Platz in der Reihe der civilisirten Nationen Europas. Es ist das Großfürstenthum Finnland, von den Meisten angesehen als ein Stück des großen russischen Reiches, aber in Wirklichkeit That von ihm getrennt durch seine ganze Entwickelung und durch die Höhe seiner gegenwärtigen Kultur. Dank der Jahrhunderte alten politischen Freiheit und parlamentarischen Verfassung, die das Volk gemeinsam mit Schweden genossen hat, und die auch nach der russischen Eroberung 1809 von Alexander I. beibehalten wurde, dank seiner zähen Kraft, die sich erstritten hat im Kampfe gegen den kargen Boden, durch eifrige Arbeit im Dienste der Bildung, haben die Finnen ihren Zusammenhang mit der Kultur des Westens nicht verloren. Noch weniger haben sie es versäumt, ihre nationale Eigenart zu entwickeln.

Die Stellung Finnlands, seine Fortschritte, sein Gedeihen sind lange ein Dorn im Auge der russischen Panslavisten gewesen. Ihr Streben im Offenen wie im Geheimen war darauf gerichtet, unter irgend einem Vorwand die Verfassung Finnlands hinwegzuräumen. Die Folge davon würde ein vollständiges Zusammenschmelzen mit dem russischen Reich und einen so großen Rückschritt bedeuten, daß Rußland in seiner Armuth, seinem gänzlichen Mangel an Volksbildung, seinen zahlreichen anderen asiatischen Eigenthümlichkeiten das kleine Großfürstenthum nicht mehr zu beneiden brauchte. Bis jetzt freilich haben sich die Herrscher Rußlands gescheut, ihren feierlich geleisteten Eid zu brechen. Trotz der subtilen Auseinandersetzungen, mit denen russische Juristen die Unrechtmäßigkeit der finnischen Ansprüche nachzuweisen suchten, haben die Finnen wenig Ursache gehabt, über direkte Verletzung ihrer Rechte zu klagen.

Aber bei der im letzten Oktober erfolgten Ernennung des neuen Generalgouverneurs, Generals Bobrikow, erschienen Zeichen, die auf ein nahendes Gewitter hindeuteten. Die erste Maßregel war, daß der Zar die „Ansicht" des Landtages einholte behufs eines Vorschlages zum neuen Militärgesetz. Durch die Annahme des Vorschlages würde die militärische Belastung Finnlands dermaßen erhöht werden, daß das Land vor unausbleiblichem Ruin stünde. Sechstausend junge Männer — die beste Arbeitskraft des Landes — würden während fünf Jahren der russischen Armee zugeteilt. Dieser Vorschlag beabsichtigt zugleich die Aenderung der Grundgesetze, ohne daß dem finnischen Landtag und Senat der Antheil an der Gesetzgebung eingeräumt worden wäre, der ihnen kraft derselben Grundgesetze eidlich zugesichert ist. Da aber diese Aenderung noch nicht stattgefunden hat — dem Landtag liegt augenblicklich die Frage vor —, hat man geglaubt, daß die Darstellung der Sachlage durch die vier Stände den Zaren bewegen könnte, seinen Vorschlag zu widerrufen. Das Militärgesetz war eine Drohung, aber noch keine vollzogene Thatsache. Man hatte auch gehofft, daß dem Zaren klar werden würde, eine wie große Inkonsequenz zwischen seinem Friedensvorschlag und diesen Maßregeln bestehe, die bezwecken, ein strebsames Völkchen durch unerträgliche militärische Leistungen an den Bettelstab zu bringen.

Aber alle Hoffnungen wurden durch das Manifest des Zaren vom 15. Februar zu Boden geschlagen. In ihm wird kundgethan, daß jedes Gesetz, soweit es die gemeinsamen Interessen Finnlands und Rußlands betreffe oder in irgend einer Weise auf das Recht Rußlands Beziehungen habe, von jetzt an durch den russischen Reichsrath vorzuschlagen sei. Dazu müsse die Genehmigung des Kaisers kommen, der vorher erst noch die Ansicht des Landtages und des Senats einholen solle.

Schon der Erlaß einer derartigen Verordnung birgt eine heimliche Verletzung des beschworenen Grundgesetzes in sich. Die Verordnung selbst ist von unberechenbarer Tragweite. Sie kann auf jedes beliebige Gesetz Anwendung finden. Die finnische Gesetzgebung ist in die Hände des russischen Reichsrathes gegeben worden. Die Mitglieder des Reichsrathes haben keine Ahnung von den Verhältnissen und Bedürfnissen des eigenartigen Finnlands. Sie ist in die Hände des Zaren gegeben worden. Der Zar thut alles, um den Feinden Finnlands zu Gefallen zu handeln!

Mit anderen Worten: Finnland hat seine konstitutionelle Freiheit durch einen Ukas verloren.

Dies ist die Folge gewisser Intriguen, die Folge einer Obstruktionspolitik, die keinen Fortschritt und keine Aufklärung duldet.

Es ist begreiflich, daß das finnische Volk, in dem neben aller Loyalität ein starkes Rechtsbewußtsein wach ist, diesen Zumuthungen Widerstand entgegengesetzt hat. Der Senat hat dem Kaiser eine Adresse unterbreitet, worin er den Herrscher um die Erklärung bittet, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, die verbrieften Rechte Finnlands zu verletzen, und daß er dem Landtag den Auftrag geben möge, Vorschläge zu Veränderung der gemeinsamen Gesetzgebung auszuarbeiten. Diese Schrift hat der Zar gelesen und seinem Erstaunen Ausdruck verliehen, daß die Finnen seine gnädige Gesinnung zu ihnen anzweifelten. Das war die Antwort, mit der er die Adresse zurückgeschickt hat.

Zugleich hat der Zar sich geweigert, den Deputirten des Senats und des Landtages Audienz zu gewähren.

Unter solchen Umständen bleibt den Finnen nur Eins: der Protest! Sich zu weigern, Gesetzen nachzuleben, die ihnen in ungesetzlicher Weise aufgedrängt worden sind! Die Gefahr dabei ist, daß sich die Russifizirung Finnlands nur beschleunigt. Vollziehen würde sie sich doch. Die Finnen rechnen aber in diesem Kampf für Aufklärung, Freiheit und Recht darauf, daß ihnen die Sympathien des ganzen civilisirten Europas zur Seite stehen werden.

Die Verjüngung des Richterstandes.

Von [Nachdruck verboten.]

Judex.

Die Berathungen des Justizetats, die sonst den Regierungsvertretern mancherlei Schwierigkeiten zu bereiten pflegen, nahmen diesmal einen verhältnißmäßig ruhigen und glatten Verlauf. Der Schwerpunkt der Berathungen lag, wie zu erwarten stand, in den zu treffenden Vorbereitungsmaßregeln für das mit dem 1. Januar 1900 in Kraft tretende Bürgerliche Gesetzbuch. Aus den Erörterungen lassen sich zwei Hauptpunkte herausschälen. Der eine betraf die Zweifelsfrage, ob es gegenwärtig noch möglich sei, an dem Inkrafttretungstermin vom 1. Januar 1900 überhaupt festzuhalten. Bei dem anderen handelte es sich um die Mittel und Wege, wie dem Juristenstande ohne zu empfindliche Schäden für das rechtsuchende Publikum das eingehendere Studium des Gesetzgebungswerkes erleichtert werden könnte.

Beim ersten Punkte wurde vom Abgeordneten Busch ein bestimmt formulirter Antrag eingebracht, den Inkrafttretungstermin bis zum 1. Januar 1901 hinauszuschieben. Der Gedanke ist neu und kam augenscheinlich überraschend, hat aber glücklicherweise von der Mehrheit des Hauses, insbesondere aber von den Ministerbänken aus a limine seine gebührende Abweisung gefunden. Der Antragsteller schien vergessen zu haben, daß sich der preußische Richterstand vor zwanzig Jahren durch eine ebenso große gesetzgeberische Phase standhaft durchgerungen hat, ohne kleinmüthig vor dem festgesetzten Termin der Inkrafttretung zurückzuschrecken. Deshalb muß es eine ungerechtfertigte Zumuthung genannt werden, daß gerade der Großstaat Preußen schuld daran sein sollte, wenn das Bürgerliche Gesetzbuch, das den großen Schlußstein zur deutschen Rechtseinheit bildet, die Feier seiner Wirksamkeit nicht mit dem ersten Tage des neuen erwachenden Jahrhunderts begehen könnte. Wo bliebe der Lohn für den Fleiß und alle Kraftanstrengung, die auf den bestimmten Termin berechnet war, wenn er nicht innegehalten werden sollte? Welches Zeugniß der Unfähigkeit würde dadurch dem preußischen Richterstande gegenüber den anderen Bundesstaaten ausgestellt werden! Der Finanzminister nannte dies eine capitis diminutio, während der Justizminister erklärte, daß sich nach gehaltenen Anfragen sehr viele Richter bei ihm dahin ausgesprochen haben, daß sie sich leicht in das neue Gesetzbuch hineinarbeiten. Da sich des Letzteren aber nicht Jeder wird rühmen können, so kommt es nur darauf an, wie im Ganzen und Großen dem Richterstande zu Hilfe zu kommen ist.

Ein Blatt entwickelte dieser Tage den sonderbaren Gedanken, daß jeder Richter unter völliger Befreiung von den Dienstgeschäften auf drei bis vier Monate beurlaubt werden sollte, um Muße zu finden, das neue Recht gehörig zu durchdringen. Solcher Vorschlag wäre etwa vor zwei Jahren noch zurecht gekommen. Wie sollte man sich das auch in der Ausführung denken? Es kann doch nicht das ganze Land beurlaubt werden, sondern nur wo es nöthig ist! Es müßte, da Jeder daran zu kommen das Recht hätte, nach einem gewissen Turnus gehen, bei dem am nützlichsten die Anciennetät entscheiden würde. Der Letzte in Berlin würde vielleicht erst in drei Jahren daran kommen. Annehmen würde es vielleicht Jeder, am fröhlichsten die Pensionirungsaspiranten, um dann Valet zu sagen. Selbst der Befähigtste würde es dem tapferen Schiffskapitän von der untergegangenen „Cimbria" nicht nachthun und sagen: „Lootse, ich brauche keinen Schwimmgürtel!" — Man wird also an Herrn v. Miquel nicht zu starke Zumuthungen zu machen haben! Das Hilfsrichterthum wird ja allerdings in lebhafte Aktion treten müssen, namentlich an den verlorenen Posten der Einzelrichterstellen, und da wird die finanzielle Mitwirkung nicht versagen dürfen. Freilich befindet sich auch der nur aufs Allgemeine Landrecht geprüfte Hilfsrichter in keiner besseren Lage als der Richter selbst. Man braucht noch gar nicht daran zu denken, daß das Bürgerliche Gesetzbuch nun plötzlich die Prozesse verdoppeln und verdreifachen könnte, schon das Fehlen des geistigen Rapports, des unmittelbaren Meinungsaustausches müßte naturgemäß eine Verlangsamung der Prozesse im Gefolge haben; diese Momente machen den Hilfsrichter nothwendig. Zweckmäßig würden deshalb an Einzelrichterstellen aus dem älteren Bestande der Assessoren die besten Kräfte zu entsenden sein.

Das Abgeordnetenhaus hat aber in der Sitzung vom 21. Februar für die Hinüberleitung in einen ordnungsmäßigen Geschäftsgang noch einen wirksameren Vorschlag gemacht durch den von Mitgliedern aller Parteien gestellten Antrag, daß ein schleuniger Gesetzentwurf den älteren Richtern den Uebertritt in den Ruhestand erleichtern solle.

Der Finanzminister nannte den Antrag dunkel. Allerdings hatte sich der Berichterstatter bei seiner Motivirung auf den Hinweis beschränkt, was sich solche in eine Zwangslage versetzten Richter sagen könnten: „Wir können uns nicht mehr in die neue Materie einarbeiten, während wir ohne die Reform sehr wohl noch hätten unseren Aufgaben genügen können, wir brauchen unser Gehalt für unsere Familien." Ein Ausführungsvorschlag ist vom Hause nicht gemacht worden. E. sagte sich nur vertrauensvoll: „Wo der Wille ist, wird auch der Weg zu finden sein."

Man steht hier vor einer doppelten Frage: Sollen die Veteranen für berechtigt erklärt werden, ihre Pensionirung zu beantragen? Und weiterhin, wenn sie das nicht thun, soll die Verwaltung berechtigt sein, ihnen den Stuhl vor die Thür zu setzen und ihren Abgang zu fordern?

Das Letztere wäre nach dem bestehenden Recht von vornherein nicht angängig, da die Ernennung der Richter auf Lebenszeit erfolgt, und ihre Entfernung vom Amte — unter Belassung des vollen Gehalts — oder die unfreiwillige Versetzung an ein anderes Gericht, nach § 8 des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Januar 1877, nur beim Falle der Veränderung in der Organisation

Eine „glückliche" Ehe.

[12. Fortsetzung.] Von [Nachdruck verboten.]

Marcel Prévost.

Autorisirte Uebersetzung.

Geneviévens Geburtstag.

Ich pflege mit Geburtstagen und Erinnerungsdaten einen förmlichen Kultus zu treiben. In früheren Zeiten, damals, als noch nichts unsere Harmonie trübte, hat Paul mich oft mit dieser Manie geneckt, er suchte mir mit unwiderleglichen Gründen zu beweisen, daß der Kalender nur der Laune etlicher Päpste und Mathematiker hätten ihn Ihrem verdanke. Andere Päpste, andere Mathematiker hätten ihn wahrscheinlich ganz anders eingetheilt. Schluß: ein Mensch mit starker Individualität macht sich seinen Kalender selbst.

Mit all diesen schönen Argumenten verfolgt Paul im Stillen den Zweck, sein schwaches Gedächtniß in Bezug auf Gedenktage zu entschuldigen. Mit tödtlicher Sicherheit vergißt er meinen Geburtstag sowie den seiner Tochter und — das muß man ihm lassen — auch seinen eigenen. Man könnte aus diesem Umstand schließen, daß er eine starke Individualität besitzt. Aber ich ziehe mir meinen besonderen Schluß daraus, und der geht dahin, daß Paul ein phänomenaler Egoist ist. Ein Mann, der nur an sein eigenes Vergnügen denkt, der sich jeden Tag so einrichtet, daß möglichst viel Amüsement dabei herauskommt, sieht es gewöhnlich nicht gern, wenn die Wünsche Anderer seine Pläne durchkreuzen. Für einen richtigen Egoisten sind Familienfeste eine Art Steuer, die er von seinen Privatbelustigungen an die Vergnügungssucht der Anderen entrichten muß.

In seinen Beziehungen zum Kalender ist Paul übrigens die einzige starke Individualität des Hauses. Geneviève — mein armer kleiner Liebling — legt in diesem Punkte schon jetzt eine außerordentlich schwache Konstitution an den Tag, noch weit mehr als ihre Mutter. Die wenigen Lebensjahre, die sie bis jetzt zurückgelegt hat, bilden eine förmliche Kette von wichtigen Gedenktagen. Außer unseren sämmtlichen Geburts- und Namenstagen hat jedes Datum, an dem irgend ein besonderes Ereigniß sie bewegte, sich unauslöschlich in ihr zartes, kleines Herz eingeprägt. Die Zusammenstellung dieser Gedenktage ist höchst amüsant. Da ist zum Beispiel das Datum ihrer ersten Kommunion und daneben der Tag, an dem sie zum ersten Mal ein halblanges Kleid angehabt hat, das bis über die Waden hinabreichte; das Todesdatum eines ihrer Lieblingsmeerschweinchen, das an Verdauungsbeschwerden starb, bleibt ebenso unvergessen wie ein Familienselbstmord, von dem die Kammerjungfer ihr unvernünftigerweise erzählt hat, und über den sie wochenlang bis zu Thränen erregt war. Kurz, wie alle leidenschaftlichen Naturen hat sie ein unglaubliches Talent, immer wieder etwas zu entdecken, was auf ihr Empfinden einwirkt und ihr infolge dessen Schmerzen bereitet.

Für alle Menschen, die sie lieb hat, bereitet sie zum Geburtstag allerhand schön ausgedachte Ueberraschungen vor, an denen sie sehr geheimnißvoll und mit fieberhaftem Eifer arbeitet. Wie oft hat es mir weh gethan, daß Paul diese rührenden kleinen Geschenke, bei denen sie weder ihre Arbeit noch ihr Geld schont, so wenig zu schätzen weiß! Er hat doch sonst so viel Verständniß für das weibliche Herz, aber um das Gefühlsleben seiner kleinen Tochter kümmert er sich absolut nicht. Ich selbst bewahre sie auf wie eine Art Reliquien, sind es doch die Beweise der aufopferndsten und uneigennützigsten Liebe.

Liebe, liebe kleine Geneviève, Du bist der beste Trost gegen alles Leid!

Nach alledem kann man sich vorstellen, was für ein wichtiges Ereigniß der eigene Geburtstag im Leben dieses sensitiven Kindes ist.

Der Geburtstag wird bei uns mehr gefeiert als der Namenstag. Geneviève bereitet sich jedesmal durch eine förmliche Fastenzeit darauf vor. Sie ist schon für gewöhnlich artig und fleißig, aber von Anfang März an ist sie einfach über allen Tadel erhaben. Die letzten Tage vor dem ersehnten Termin bringt sie in fieberhafter Erregung zu. Als ich sie einmal fragte, warum ihr eigener Geburtstag so großen Eindruck auf sie mache, antwortete sie nach kurzem Nachdenken: „Es kommt mir immer so vor, als ob mich Alle an dem Tage noch lieber haben müßten als sonst."

Alle! — unter Anderen ihr Vater, von dem das arme Kind wirklich so gut wie nichts hat, obgleich sie sich unaufhörlich bemüht, sein Herz zu gewinnen.

Trotz mancher Hindernisse habe ich bisher immer den Brauch aufrecht erhalten, daß der Abend des Festtages im engsten Familienkreise, selbst ohne die Großeltern, gefeiert wird. Natürlich muß ich Paul schon im Voraus hier und da an den wichtigen Tag erinnern, und ich glaube eigentlich nicht, daß dieses kleine Familienfest ihm gerade besonders amüsirt. Aber er pflegt es ganz liebenswürdig mit in den Kauf zu nehmen — einmal im Jahr, das läßt sich ja noch ertragen. Und da Paul im Grunde gutmüthig ist und, wenn er nur will, bezaubernd liebenswürdig sein kann, da es schließlich sein Beruf im Leben ist, immer zu gefallen, und an diesem Abend außer uns Beiden Niemand da ist, so giebt er sich dann wirklich Mühe um uns — zum größten Entzücken seiner Tochter. Sie würde alle ihre Geburtstagsgeschenke mit Freuden für diese drei Abendstunden hingeben, wo ihr Vater — der wenig Galante — ihr die Cour macht.

Dieses Jahr nun hat Geneviève mich schon mehrmals in etwas ängstlichem Tone gefragt: „Sag', Mama, wird der Papa an meinem Geburtstag in Paris sein?"

„Gewiß, Liebling!"

„Wird er mit uns zu Mittag essen?"

„Aber warum sollte er nicht?"

Sie schweigt und verzieht nur den Mund ein wenig. Wenn sie nur wüßte, wie sie das, was sie auf dem Herzen hat, in Worte kleiden sollte, würde sie es mir ohne weiteres sagen, denn sie ist die Offenheit selbst. Aber sie ist sich selbst nicht ganz klar darüber. Sie ist zu sensibel, und wir verstehen uns gerade darin viel zu gut, das arme Kind leidet im Stillen mit unter der gedrückten Stimmung, die in letzter Zeit bei uns herrscht.

So sagte sie mir einmal: „Mama, ich finde, Papa hat dich nicht lieb genug!" und dabei sah sie mich mit einem so rührenden Ausdruck an.

Ich habe sie für diese Bemerkung gescholten — vielleicht nur aus Kummer darüber, daß sie so richtig war. Aber ich hatte nicht den Muth, zu fragen, was sie damit meinte, und weshalb sie so fragte.

der Gerichte zulässig ist, was hier nicht vorliegt. Im Jahre 1879 versuchte man, durch die Zurdispositionstellung für eine gewisse Zeit auf die Pensionirungen hinzuwirken, auch kam es wohl vor, daß den neuen Landgerichtspräsidenten die Andeutung gemacht wurde, unter den älteren Richtern sozusagen aufzuräumen, denn es gab Plätze, wo viele von ihnen noch der altehrwürdigen Patrimonialgerichtsbarkeit entstammten. Doch mußte sich der Staat noch endlich zur vollen Gehaltszahlung bis an den Tod dieser Richter entschließen. Gegenwärtig kann nur mit der freiwilligen Pensionirung gerechnet werden. Und da ist es erfreulich, daß der Finanzminister in dieser Frage einen entgegenkommenden Standpunkt einnahm. Die Gründe der Nützlichkeit und Nothwendigkeit, die er verlangte, werden ihm vom Justizminister schon nachgewiesen werden.

Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich in dem Kampfesjahre um den berüchtigten Assessorparagraphen, dafür plädirt, daß nach dem erreichten 65. Lebensjahre des Richters entweder der freiwillige Austritt aus dem Amte unter Pensionirung für zulässig erklärt werde, oder wenigstens die Formen für den Nachweis der Unfähigkeit weiterer Pflichterfüllung erleichtert würden. Die Gründe, die damals vorlagen, sind heute noch gleichmäßig fortwirkend, trotzdem unter dem gegenwärtigen Justizminister auf die regelmäßige Besetzung aller etatsmäßigen Stellen Bedacht genommen ist. Deshalb müßte gerade jetzt von der Gestattung der freiwilligen Pensionirung der ausgedehnteste Gebrauch gemacht werden, um den Nothstand unter den jüngeren Juristen, welche der Anstellung harren, wenigstens auf Jahre hinaus, zu mildern.

Es wird ohnedies schwer halten, manche Richter, die ihre Kräfte überschätzen oder sich nur mit der Hilfsrichterei über Wasser halten wollen, zur Pensionirung zu bringen. Das bestehende Disziplinargesetz ist wegen seiner Rigorosität so gut wie gar nicht zur Anwendung gekommen; denn welcher humane Vorgesetzte würde es übers Herz bringen, einem altersschwachen Richter den Disziplinarprozeß zu machen.

Deshalb wird der Vorschlag des Abgeordneten Dr. Porsch, den alten Richtern im Falle ihrer Pensionirung das volle Gehalt noch fünf Jahre lang zu gewähren, das Minimum sein, das Denen, die aus einem liebgewonnenen Berufe ausscheiden müssen, zur Tröstung geboten werden kann. Den staatlichen pekuniären Opfern sind die unberechenbaren Vortheile gegenüberzustellen, welche aus einer erwünschten und nothwendigen Regeneration des Richterstandes für die gesammte Rechtspflege erwachsen.

Die allgemeinen, stetig wachsenden Beschwerden, je näher die Abschiedsstunde von dem denkwürdigen Allgemeinen Landrechte heranrückt, werden übrigens in Juristenkreisen nicht getheilt. Herr v. Miquel hat es ja gesagt, wie weit die „stillen Grubenarbeiter" in dem Vorbereitungswerke schon gekommen sind. Und sein Hinweis darauf, was der Juristenstand bei den großen Justiggesetzen geleistet hat, wird von mancher Seite ganz ungerechtfertigterweise verdächtigt. Denn jene dem Namen nach „formale" Gesetzgebung griff mit tausend Zweifelsfragen ins materielle Recht ein und machte die Rechtsanwendung schwieriger, als es vielleicht im Bürgerlichen Gesetzbuch der Fall sein wird.

Es ist schade, daß man nicht genau weiß, wie sich's die „Herren" vor 125 Jahren eingerichtet hatten! So viel ist nur gewiß, daß nach dem Publikationspatente vom 1. Juni 1792 Jeder, den es anging, in der gemessenen zweijährigen Zeit fertig sein und am 1. Juni 1794 das Allgemeine Landrecht verdaut haben mußte. Das Uebrige müssen die Archive nachweisen.

Das Heilgebiet der Elektrizität mit Berücksichtigung der Teslaströme.

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Julius Lang.

Vor kurzer Zeit durcheilte die sensationelle Nachricht die Presse der Welt, daß der bekannte Physiker Tesla sich anheischig gemacht habe, mittelst der nach ihm benannten elektrischen Stromart alle auf bazillären Grundlagen beruhenden Krankheiten, insbesondere die Tuberkulose, zu heilen. Dem Leser sind ferner die in einem Interview mit dem Korrespondenten des „Berliner Tageblatts" erfolgten Aeußerungen des Professors Benedikt in Wien, einer Autorität auf dem Gebiet der Elektrotherapie, bekannt, die dahin gingen, daß dieser Gelehrte sich schon seit längerer Zeit mit der therapeutischen Anwendung der Teslaströme beschäftige, und daß er mit diesen gute Erfolge bei veralteter Gicht, verschiedenen Hautkrankheiten, grauem Staar, bei der Zuckerkrankheit und bei zahlreichen Nervenkrankheiten erzielt habe. Obgleich es Tesla zunächst nur gelungen ist, Tuberkelbazillen im Laboratorium zu vernichten, so zweifelt der genannte Wiener Arzt doch nicht daran, daß dies schließlich auch beim lebenden Menschen ausführbar sein werde.

Und in der That ist nach den Heilerfolgen, die die Elektrizität an sich bisher aufzuweisen hat, diese Aussicht keineswegs in das Reich der Utopien zu verweisen. Zwar ist es bekannt, daß Teslaströme — Wechselströme von großer Schwingungszahl und sehr hoher Spannung — trotz ihrer hohen Spannung nicht in das Innere der Stromleiter, also auch nicht in den menschlichen Körper eindringen, sondern nur an der Oberfläche kreisen, daher auch nur geringe physiologische Wirkungen ausüben, zum Beispiel also auch keine Schmerzen verursachen und keine elektrischen Schläge austheilen. Indessen bilden diese mangelnden Eigenschaften keinen Hinderungsgrund für die therapeutische Wirksamkeit der Teslaströme, da sie sich, wie die Erfolge des Professors Benedikt zeigen, durch eine geeignete Methode überwinden lassen. Es ist daher auch wohl denkbar, daß das therapeutische Gebiet der Teslaströme sich erweitern und schließlich vielleicht selbst bis zur Heilung von Bazillenkrankheiten ausdehnen lassen wird. Diese Aussicht erscheint, in Anbetracht des Entwickelungsganges der Elektrotherapie, gar nicht so ungeheuerlich. Und damit der Leser sich selbst ein Urtheil über die Chancen der neuen Heilmethode bilden kann, wird ihm vielleicht ein kurzer Ueberblick über das Gebiet der Elektrotherapie willkommen sein.

Die Elektrizität als Heilmittel weist in ihrer Lebensgeschichte alle jene Höhen und Tiefen auf, die auch die anderen Heilverfahren haben durchwandern müssen, bis sie zu einem gleichmäßigen Dasein und zu einer allgemeinen Anerkennung gelangt sind. Bald nach der Entdeckung des „Galvanismus" durch den italienischen Anatomen Galvani im Jahre 1789 hatte sich der Aerzte eine hochgradige Aufregung bemächtigt und einen glühenden Eifer bei ihnen angefacht, die neu gefundene wunderbare Kraft zu Heilzwecken zu benutzen. Indessen erlosch das Interesse an der Sache bald wieder, als die Erfolge den gehegten Erwartungen nicht entsprachen. Der Hauptgrund hierfür aber waren die mangelhaften Apparate. Erst als 1831 der englische Physiker Faraday seine sinnreichen Maschinen ersonnen hatte, begann der Aufschwung der Elektrotherapie, ein Aufschwung, der zeitweise zu wahren Begeisterungsstürmen anschwoll und manche Aerzte dazu verführte, in der Elektrizität ein unfehlbares Allheilmittel zu erblicken. Der Rückschlag konnte natürlich nicht ausbleiben, ja einzelne bedeutende neuere Aerzte, so der bekannte Nervenarzt Möbius, stellten eine physiologische (physische) Heilkraft der Elektrizität überhaupt in Abrede und erklärten die die Wirkungen derselben als auf Suggestion, das heißt auf physischer Beeinflussung beruhend. Geht diese Behauptung nun auch zu weit, so hat die Gegenbewegung es doch zu Stande gebracht, daß man von der kritiklosen Ueberschätzung der Elektrizität als Heilmittel zurückgekommen ist und für sie allmälig den richtigen Platz bei der Krankenbehandlung gefunden hat. Innerhalb dieser Grenzen hat man aber diese Methode neuerdings einen ungeahnten Aufschwung genommen, der sich jedoch von den früheren Scheinhöhen und Luftschlössern dadurch unterscheidet, daß er auf streng wissenschaftlicher Grundlage, kühler Beobachtung und vorurtheilsfreier Prüfung beruht.

Die modernen Anwendungsformen der Elektrizität zu Heilzwecken sind sehr verschiedener Art. Ihnen allen liegen die beiden Hauptstromarten zu Grunde, der galvanische oder konstante und der faradische oder induzirte Strom. Aeußerlich unterscheidet sich bekanntlich letzterer von ersterem durch das schnurrende Geräusch der ihn liefernden Maschine. (Ueber das Wesen beider Stromarten giebt jedes Lehrbuch der Physik Aufschluß.)

Die Galvanotherapie besitzt als Hauptgebiet von früher her die verschiedenen Nervenleiden, besonders jene, denen eine Erkrankung des Gehirns oder des Rückenmarks zu Grunde liegt, aber auch (und zwar hier namentlich in Form der elektrischen Bäder) die sogenannten „funktionellen Neurosen", so genannt, weil bei ihnen eine Erkrankung von Nervenorganen nicht nachweisbar ist (Nervosität, Hysterie, Veitstanz 2c.). Weiter wird der galvanische Strom zur Zerstörung oder Entfernung (durch Abschnürung) von Geschwulstmassen an solchen Stellen benutzt, wo man mit dem Messer nicht gut hingelangen kann. Diese Galvanokaustik genannte Methode bietet gegenüber dem Messer noch den großen Vortheil, daß sie vollkommen ohne Blutverlust ausgeführt werden kann. Die Zerstörung von Gebilden wird durch ein aus Platinmetall hergestelltes und mit einem Handgriff versehenes Instrument (Platinbrenner) bewirkt, das mit beiden Polen der galvanischen Batterie durch Drähte in Verbindung steht. Wird nun der Strom geschlossen, so geräth das Platin ins Glühen und wird nun wie ein Glüheisen benutzt (der sogenannte Galvanokauter). Zur Abschnürung von Geschwülsten hat das Platin die Form einer Schlinge (galvanokau[illegible] Schneideschlinge), die um die Grundfläche der Ges[illegible] herumgelegt und dann, wie vorher angedeutet, al[illegible] gemacht wird. Die Galvanokaustik — ein schon älteres [illegible] fahren — beschränkt sich indessen hauptsächlich auf die Beseit[illegible] oberflächlich gelegener Gebilde. Neuerdings hat man [illegible] Methode mit einer geringen Abänderung auch benutzt, [illegible] der Tiefe zerstörend zu wirken, ohne dabei die [illegible] decke zu verletzen. Dieses Galvanolyse oder Elektrolyse genannte Verfahren hat mit der Zeit eine groß[illegible] vollkommnung und eine sehr ausgedehnte Anwendu[illegible] fahren. Das Prinzip desselben beruht darauf, daß der [illegible] erwähnte Platinbrenner in Form einer feinen Spitze ([illegible] nadel) ausläuft, die in das zu zerstörende Gewebe eingesen[illegible] (In neuester Zeit benutzt man für diese Zwecke eine [illegible] Platinnadel, die aus einer Verbindung des Metalles [illegible] mit Platin besteht und vor der einfachen Platinnadel m[illegible] fache Vortheile besitzt.) Schließt man nun den Stro[illegible] wird das die Nadelspitze umgebende Gewebe zersetzt, z[illegible] Dieses Verfahren hat sich bei sehr vielen krankhaften Zu[illegible] als sehr wirkungsvoll erwiesen, so bei Kropf- und a[illegible] Drüsengeschwülsten, bei Harnröhren- und Mastdar[illegible] engungen, bei der eine Taubheit verursachenden Verenge[illegible] der Ohrtrompeten, bei Nasen- und Rachenpolypen, bei [illegible] wüchsen und Verbiegungen der Nasenscheidewand, be[illegible] liegenden Eiterhöhlen, bei Gesichtspickeln und der sogen[illegible] „Kupfernase". Weiter ist diese Methode mit Erfol[illegible] wendbar zur Beseitigung von zusammenziehenden [illegible] narben, von rheumatischen und anderen [illegible] steifigkeiten und Verkrümmungen, zur Entfernung [illegible] flüssiger Haare (durch Zerstörung des Haarbodens [illegible] endlich auch bei dem mit überleichendem Ausfluß verbun[illegible] Nasenleiden, worüber aus neuester Zeit viele günstigen B[illegible] vorliegen.

Eine eigenartige Erscheinung bilden die in jüngste[illegible] unternommenen Versuche, mittels des Galvanismus [illegible] Körper Medikamente einzuverleiben. Diese Katap[illegible] genannte Methode beruht auf der Eigenschaft des galva[illegible] Stromes, Flüssigkeiten durch poröse Scheidewände h[illegible] von dem positiven nach dem negativen Pol überzut[illegible] Eine solche poröse Scheidewand stellt nun auch die men[illegible] Haut dar. Tränkt man daher den positiven (mit [illegible] überzogenen) Pol mit irgend einem Medikament un[illegible] ihn auf die Stelle des Körpers auf, der man das Medi[illegible] zuführen will, so wird die Flüssigkeit nach dem an [illegible] einer beliebigen anderen Körperstelle aufgesetzten ne[illegible] Pol hinstreben, also in den Körper eindringen. Man [illegible] diese Weise zuerst Chloroform, Kokain und dergleichen [illegible] führt und bei Neuralgien 2c. eine schmerzstillende A[illegible] erzielt. Man hat dann ferner bei gewissen Augenkra[illegible] (Granulose 2c.) von der Einbringung der hier [illegible] Heilmittel mittelst dieser Methode gute Erfolg[illegible] sehen. Weiter ist es auf diesem Wege auch geglü[illegible] manchen auf bazillärer Grundlage beruhenden oberflä[illegible] Krankheiten bazillenvernichtende Substanzen, zum Beis[illegible] Antiinvorbindung Pyoktanin, einzubringen und so ein[illegible] lung herbeizuführen. Einer ausgedehnteren Anwe[illegible] dieser Methode stand jedoch der Umstand hinderd im [illegible] daß die Haut als schlechter Elektrizitätsleiter das Ein[illegible] der Medikamente erheblich erschwerte. Kürzlich hat m[illegible] Arzt in München ein Verfahren mitgetheilt, mittelst de[illegible] möglich ist, diese Schwierigkeiten zu umgehen. Diese[illegible] fahren — iatro-galvanolytische Injektio[illegible] nannt — besteht darin, daß das gewünschte Medikam[illegible] nächst unter die Haut gespritzt wird; alsdann kam[illegible] Hilfe des galvanischen Stromes in dem gut leitenden [illegible] hautgewebe leicht nach jeder Richtung hin dirigirt [illegible] Auf diese Weise gelang es dem Erfinder der Metho[illegible] gewünschte Wirkung viel schneller und sicherer herbeizu[illegible] Später hat er dann noch, und zwar ebenfalls mit Gl[illegible] sucht, auf diesem Wege auch Nährstoffe in den [illegible] einzubringen und, was die Hauptsache ist, im [illegible] mit Leichtigkeit auch zu vertheilen (die Ein[illegible] von Nährstoffen unter die Haut ist schon seit [illegible] Zeit bekannt), ein Verfahren, das für viele [illegible] heitsfälle, bei denen die Ernährung auf nati[illegible] Wege Schwierigkeiten verursacht, eine große Be[illegible] besätze, daher die weitere Ausbildung dieser Method[illegible] bezüglich der Einverleibung von Medikamenten, wo[illegible] erwünscht wäre.

Man hat übrigens auch die elektrischen Bäd[illegible] Einführung von Medikamenten in den menschlichen [illegible] benutzt. Durch eine eigenartige Anordnung der P[illegible] der Badewanne (sogenanntes Zweizellenbad) ist es [illegible] That gelungen, ein allseitiges Eindringen der medikam[illegible] Flüssigkeit in den Körper zu erzielen. Bisher hat m[illegible] Versuche erst mit Quecksilber (Sublimat) und Eisen a[illegible] Und wenn auch die Heilerfolge zum Theil günstige w[illegible] befindet sich diese Methode doch durchaus noch in den

---

Geneviève bestand diesmal darauf, das Menu ihres Geburtstagsdiners selbst zu bestimmen. Sie hat es dann nach dem Geschmack ihres Vaters bestellt, den sie aufs Eingehendste studirt hat und ganz genau kennt. Dann hat sie ihr neues Kleid angezogen — es ist etwas länger als die früheren, wie es sich für eine junge Dame gehört, die ihr zwölftes Lebensjahr beginnt. Als sie mich zum Hinuntergehen abholte, sah sie zum Entzücken niedlich aus in diesem amüsanten, leicht ausgeschnittenen Empirekleidchen, das meine Schneiderin ihr gemacht hat. Sie warf sich an meine Brust und sagte: „O Mutter, ich bin so glücklich — so glücklich — ich möchte, daß Papa mich recht hübsch findet!"

„Papa" machte während dem in dem Ankleidezimmer neben seinem Junggesellenzimmer Toilette. Sollte man es für möglich halten — bis zu dem Moment, wo Suzette mir ankündigte, daß er da sei, hatte ich gefürchtet, er würde am Ende doch nicht kommen. Nun, aber er war jetzt wirklich da. Er kleidete sich schon zum Diner an und hatte sogar befohlen, daß pünktlich um ein Viertel nach Sieben servirt werden sollte. Das ist nämlich unsere Essenszeit, wenn wir allein sind.

Aber ach, das Festdiner verlief sehr trübe! Paul nahm mit uns daran Theil, wie er versprochen hatte, aber er sah so sorgenvoll, so verstört aus und schien ungeduldig auf den Moment zu warten, wo er wieder entrinnen konnte. Er hatte Geneviève ein Geschenk mitgebracht, ein sehr hübsches Halsband von rothen Korallen, es war fast zu hübsch, und das Kind war Anfangs so geblendet, daß es die unbehagliche Stimmung seines Vaters gar nicht bemerkte. Aber die Kleine ist so feinfühlend und so empfindlich, daß sie nicht lange im Unklaren darüber blieb. Paul machte ein paar Mal den Versuch, mit seinem Töchterchen zu plaudern, dann versank er wieder in tiefes Schweigen, ohne es selbst zu merken. Und das Kind hörte dann ganz plötzlich auf, zu sprechen, es sah mich an und wurde ganz blaß. Mir selbst war so bange und beklommen zu Muthe, daß ich kein Wort hervorbrachte.

Es war einfach tragisch. Wir alle fühlten so deutlich — so grausam deutlich, daß dieses traurige Familienbeisammensein nur ein Schein war, der über die innere Zerrüttung unseres Hauses nicht hinwegzutäuschen vermochte.

Bei diesem peinlichen Stillschweigen waren wir bald mit der Mahlzeit fertig. Zehn Minuten nach Acht standen wir von Tische auf. Und nun trat Paul rasch auf mich zu: „Ich muß leider gleich fortgehen, nicht wahr, du entschuldigst mich?"

„Gewiß, mein Freund!"

Die Eile, mit der er dann fortstürzte, sagte mir genug.

Er geht jetzt zu seinem zweiten Diner. Sie hat ihm das Versprechen abgenommen, heute Abend in irgend einer Gesellschaft mit ihr zusammenzutreffen. Er hat nicht den Muth gehabt, mir sein Wort zu brechen und bei Geneviévès Geburtstagsdiner zu fehlen. Aber er hat auch nicht gewagt, ihr „Nein" zu sagen.

Natürlich macht sie ihm Vorwürfe, daß er so spät kommt, und er ist womöglich feige genug, zu sagen: „Wenn Sie wüßten, was es mich für Mühe gekostet hat, loszukommen! Aber ich konnte nicht eher fort. Es wurde ein kleines Familienfest bei uns gefeiert."

So blieben Geneviève und ich ganz allein in dem festlich erleuchteten Salon zurück. Das arme Kind sah so bestürzt aus, daß ich mich förmlich ängstigte. Ich suchte nach zärtlichen Worten, um sie zu trösten. Sie kam ganz leise zu mir herangeschlichen und flüsterte mir mit einem Seufzer ins Ohr: „Mama, sei nicht traurig!"

(Fortsetzung folgt.)

Beim Morgenbesuch.

Von [Nachdruck verboten.]

Benno Rüttenauer.

Sie zog an dem einen Fenster die rothseidenen Vorhänge aus einander, und die Morgensonne warf ein goldenes Bündel Licht in die rosige Dämmerung des Zimmers.

Er, in einem bequemen Morgenanzug, lag müde auf dem Divan ausgestreckt.

Sie betrachtete ihn, mit nachsichtigem Lächeln. „Wie Du faul bist . . !"

Dann stellte sie sich vor den Spiegel und setzte sich den Hut auf. Er sah ihr zu, und sie warf seinem Spiegelbild eine Kußhand. Plötzdrehte sie sich um und griff auf den Tisch nach ihren langen gelbledernen Handschuhen.

„Du bist heute so schön, noch schöner als sonst!" sagt[illegible] müder, aber inniger Stimme. „Und Du gehst doch noch ni[illegible] Dich noch ein bischen zu mir!"

Er erhob sich, um ihr Platz zu machen. Und sie set[illegible] seine Seite. Sie sah ihn glücklich an.

„Du sollst aber Deine Cigarette nicht länger entbehren." [illegible] ihm den Cigarettenkasten hin und entzündete ein Streichhol[illegible]

„Wie lieb . . !" Er küßte ihr die Hand. „Also Du will[illegible] lernen, wie?"

Sie machte eine Geberde des Abscheues.

„Ich bin keine Emanzipirte, Du weißt es!"

Sie hatte sich immer empört, wenn er ihr zugemuthet [illegible] rauchen. Und im Herzen gab er ihr Recht. Er wünschte [illegible] nicht. Es war nicht ihr Stil. Ihr schmales Madonnen[illegible] hätte beim Rauchen seinen feinsten und eigenthümlichsten [illegible] büßt. In diesen streng regelmäßigen Zügen, diesem kleinen [illegible] lichen Mund, diesen stillen frommen Augen hätte die Cigare[illegible] gepaßt.

Er fragte sie nach einigen Damen des Instituts. Sie [illegible] schon so viel erzählt von diesen alten Jungfern und ihren [illegible] und Sonderbarkeiten, ihren gegenseitigen Freundschaften [illegible] neigungen, ihren Launen und Empfindlichkeiten, daß es [illegible] als ob er sie alle persönlich kenne. Er fragte, ob das Fr[illegible] Münchhausen noch immer lieber auf dem Speicher schl[illegible] Zweien unten im Zimmer; ob die gelbe Offizierstochter a[illegible] leben noch immer jeden Tag erzähle, im blauen Saal de[illegible] Schlosses getanzt zu haben; ob das vierzigjährige die[illegible] mädche noch immer finge „Scheen ischt die Jugendzeit"; ob [illegible] von Bülow immer noch mit jedem Geschäft ihre Kuxine, „d[illegible] Schriftstellerin Frieda v. Bülow", in Beziehung bring[illegible] schwedische Dichterin noch immer die Rumksache auf ihren [illegible] haben müsse . . .

Haushaltungsseminar nannte sich das Institut und [illegible] Schülerinnen meist ältere unverheirathete Damen, die [illegible] hofften, je eine eigene Haushaltung zu führen. Früher [illegible] gehofft, so gut wie Andere. Aber da war ihnen nicht [illegible] darauf zu studiren.

hen und bedarf dringend weiterer gründlicher Prü-
en.

Ein nicht minder großes Gebiet als der konstante hat sich er Heilkunde auch der undulirte Strom — die Farado-rapie — zu erobern gewußt. Sie hat sich namentlich ährt bei nervösen Zuständen und Lähmungen aller Art, Verkleinerung von krankhaft erweiterten Organen gen 2c.), bei Darmträgheit, zur Wiederbelebung der nung bei Schweintod und dann ganz besonders auch bei n Frauenleiden; letztere Methode bildet eine der endsten Errungenschaften der modernen Frauenheilkunde. Schließlich hat man jetzt auch wieder auf die Urmethode Elektrotherapie — die Reibungselektrizität in Form der unten Elektrisirmaschine mit der sogenannten Leydener che — zurückgegriffen. Dieses Franklintherapie unte Verfahren, welches den Vortheil hat, daß es am g befleideten Körper ausführbar ist, besitzt zwar nur ein eutes Wirkungsfeld, weist aber auf diesem nicht selten Erfolge auf. Besonders hat es sich bei hysterischen und algischen Zuständen sowie bei der Migräne (hier in n der sogenannten Franklinschen Kopfdusche) bewährt. darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß in Betreff ser Methode selbst solche überzeugungsvollen Elektro-peuten wie Professor Eulenburg annehmen, daß Wirkung vorzugsweise auf Suggestion beruhe, die durch mponirende Beschaffenheit des Instrumentariums (die , oft in einem dunkeln Raum aufgestellte Maschine, das en und Knattern derselben, die Funkenbildung 2c.) her-führt wird.

Bei den mannigfachen Heilwirkungen der Elektrizität ite es natürlich nicht ausbleiben, daß man schließlich auch elektrische Licht zu Heilzwecken zu verwerthen te. Bereits sind in einer ganzen Anzahl von Städten alten für „elektrische Lichtbäder" eingerichtet worden, an verschiedenen anderen Orten bereit man sich, diesem piel zu folgen. Die Mehrzahl der Aerzte steht allerdings er Neuerung bisher noch skeptisch gegenüber. Mit Unrecht. es ist — in Anbetracht der erwiesenen physiologischen kungen des Sonnenlichtes auf den thierischen Körper und nicht minder erwiesenen bakterientödtenden Eigenschaften Sonne (hat doch auch Professor Koch den vernichtenden fluß des Sonnenlichtes auf Tuberkelbazillen hervorgehoben) nicht einzusehen, warum das erwiesenermaßen in seinen kungen dem Sonnenlicht sehr ähnliche elektrische Licht auf thierischen Körper einflußlos bleiben soll. Thatsächlich den sich die elektrischen Lichtbäder — Bestrahlung des ncken Körpers mittels Bogen- oder Glühlicht — bei ver-iedenen Hautkrankheiten, Unterschenkelgeschwüren, Muskel-rkrankheiten, Rheumatismus 2c. sehr gut bewährt. Aeußerlich tritt die Wirkung der elektrischen Lichtbäder wie die der Sonnenbäder, auch dadurch in die Erscheinung, daß sie einen kräftigen chweißausbruch hervorrufen. Bei den Amerikanern, die, wie vielen anderen Dingen, so auch auf manchen Gebieten Krankenbehandlung einen Vorsprung gewonnen haben, die elektrischen Lichtbäder bereits zu einer ausgiebigen wendung gelangt. Im Herbst des vergangenen Jahres hat ektrotherapeutischen Ärzteverein stattgefunden, auf dem ich der angesehenen Newyorker medizinischen Wochen-rift „Medical Record" entnehme, neben vielen anderen elektro-rapeutischen Erfolgen, auch über die günstigen Wirkungen elektrischen Lichtbäder ausführlich berichtet wird. Diese kung erstreckte sich außer auf verschiedene Hautleiden 2c. auch noch besonders auf asthmatische Zustände und schließlich auch auf die Lungentuberkulose. Es konnte bei letzterer in Fällen, wenn die elektrischen Lichtbäder im Früh-dium der Erkrankung angewandt wurden, allmälig ein nliches Verschwinden der Tuberkelbazillen im Auswurf d eine erhebliche Besserung des Allgemeinzustandes be-achtet werden. An der Möglichkeit dieses Erfolges ist, nach n Ergebnissen der Laboratoriumsversuche betreffend die kung des Sonnen- und des elektrischen Lichtes auf Bazillen, cht zu zweifeln.

Um schließlich wieder auf die Teslaströme zurückzukommen, werden nunmehr — nach diesem Ueberblick über die Ent-kelung und den gegenwärtigen Stand der Elektrotherapie die zu Anfang angedeuteten Heilwirkungen derselben, selbst treffs der Tuberkulose, nicht mehr so utopisch erscheinen. Einführung der Teslaströme bildet eben weiter nichts eine neue Leitersprosse in dem sich aufwärts bewegenden wicklungsgang der Elektrotherapie, wie solcher Etappen te Wissenschaft mehrere aufzuweisen hat. Aber wie jede nerung wird sich auch diese erst langsam durchringen und hen müssen. Es ist nur zu wünschen und zu hoffen, sie sich bewähren und die auf sie gesetzten Erwartungen l und ganz erfüllen möge.

Ein Römisches Künstlerleben.*)

Von [Nachdruck verboten.]

Dr. Hans Barth (Rom).

[Aus dem päpstlichen Rom. — Poesie und Prosa. — Nachtfeste. — Römische Frauen und das Abenteuer des Kardinals Antonelli.]

„Si stava meglio, quando si stava peggio", zu deutsch: als es uns schlecht ging (das heißt unter dem Papst), ging — wer hätte diese bezeichnenden Seufzer in Rom nicht vernommen? Natürlich war und ist dies auch vom rein lebenspraktischen Standpunkte aus ganz richtig kalkulirt, genau so richtig, wie man bei uns in Deutschland mit Wehmuth sich zurücksehnt nach der „guten alten Zeit". Da zählt man kummervoll auf, wie viel Schönes und Gutes man sich Anno dazumal in Rom für einen „Paolo" kaufen konnte, daß der Wein wie Wasser floß, der Steuerdrucke unbekannt, das Leben von Anfang zu Ende eine einzige Gemüthlichkeit war. Jawohl, „si stava peggio", man hatte weder Preßfreiheit noch Parlament, noch nationale Lebenszwecke und Ideale, dafür hatte man ein patriarchalisches Regiment, und der freiwillige oder unfreiwillige Hausfreund, der geistliche Berather der Frau, sorgten für die Ruhe der Familie und . . . die Toilette der Damen. Beneidenswerthe, herrliche, schlaraffische Zeit!

In jene, ach, für immer dahingegangenen Tage führt uns das Buch eines Künstlers zurück, dem es noch vergönnt war, Freud und Leid des theokratischen Roms durchzukosten — eines Künstlers, der mit offenem Blick und treffendem Urtheil Zustände und Menschen schildert, der, obendrein nicht von antiklerikalen Vorurtheilen befangen, sich in der „römischen Galeere" einschifft. Denn Josef Kopf, der junge deutsche Bildhauer, war ein kindlich gläubiges Gemüth, und wie er in seiner schwäbischen Heimath stets mit Verehrung und Scheu zu allem kirchlich Erhabenen aufgesehen, so that er es zunächst auch in Rom — freilich wie lange? Auch ihm erging es wie dem Wittenberger Mönchlein, das gläubigen Herzens die Scala Santa hinaufkroch, um von oben entrüsteten Blicks in das Babel zu seinen Füßen hinabzuschauen. Roma veduta, fede perduta! (Rom gesehen — um den Glauben gescheiten!)

Das Kopfsche Buch — mit dem wir uns auch in der Folge befassen werden — ist für das Rom der fünfziger oder sechziger Jahre, für den zum Untergang reifen Priesterstaat, eine ergiebige Fundgrube; zeigt es uns doch die ewige Stadt nicht nur in der Fülle ihres fast noch unberührten poetischen Zaubers, sondern auch in ihren Nachtseiten, in der Romantik des Heiteren wie des Tragischen.

Wer damals noch „Stimmung", das heißt jenes seltsam unbekannte Etwas suchte, was auf historischem Boden inmitten blühender Rosenhage und gigantischer Ruinen die Seele fesselt: hier fand er es in vollstem Maße. „Wie so ganz anders war es als heute! Geheimnißvoll waren die Thermen, Tempel, Theater, Brücken, kurz alle Ueberreste der alten Welt malerisch mit üppiger Vegetation überwuchert. Der unschuldsvolle, jetzt nichtssagende Mauerrest war ein Bild von zauberhaftem Reize. Im Kolosseum hörte ich noch an Freitagen die Predigten der Kapuziner, und da sie meist bis Dunkelwerden dauerten, und man dann mit Fackeln von Station zu Station zog, war dies von unsagbarer Wirkung, die wohl das Herz erheben konnte! Jetzt ist das Kolosseum ein Gerüppe, für Archäologen hergerichtet.

In den Thermen des Caracalla hing der Epheu von den Gewölben bis fast auf den Boden herunter; Gebüsche, blühende Blumen krönten und überkleideten die abbröckelnden Mauern. Und das Gesträuch verband das ungeheure Gebäude zu einem ganzen, fertigen Werke voll poetischen Reizes, das Menschen und Natur geschaffen, — man vergaß, daß man inmitten einer Ruine stand. Es war eine neue, lebendige Schöpfung. So war es auf dem Palatin, so überall, wo antike Gebäude erhalten waren.

Die Straßen Roms waren dazumal schmutzig, das ist wahr. Auf dem Korso — heute die eleganteste Verkehrsstraße — hing die trocknende Wäsche vor den Fenstern. In den kleineren Straßen und Gassen zog man einfach querüber von Haus zu Haus Waschseile, garnirt mit allerhand triefenden, sehr interessanten Wäschestücken. Wer in den Häusern Abwasser oder Abfälle, gleichviel welcher Art und Herkunft, wegzugießen oder wegzuwerfen hatte, der schüttete es in aller Gemüthsruhe, und ohne sich lange zu vergewissern, ob nicht gerade Jemand unten vorbeigäng, zum Fenster auf die Gasse hinaus, und mancher Betroffene zog, wenigstens in den Abendstunden, nur mit aufgespanntem Regenschirm seines Weges. Gasbeleuchtung gab es damals noch nicht in Rom; nur spärlich angebrachte Laternen und „ewige" Lichter vor den an Häusern hier und da angebrachten Madonnenbildern gaben die Straßen beleuchtung ab. Man hatte auch noch keine Omnibusse, ja noch keine öffentlichen Wagen — diese mußte man extra bestellen. Man hatte ja zu allem Zeit. Sehr selten sah man Jemand auf der Straße, der große Eile zeigte. Es kam mir oft vor, als ob in Rom ewiger Sonntag herrschte. Gemüthlich saßen die Leute, darunter die Künstler als die ersten, stundenlang vor den Kaffeehäusern, die Vorübergehenden musternd.

Das Leben war ungemein billig. Für achtzehn Bajocchi konnte man ein reichliches Mahl mit Wein bekommen. Eine Foglietta (Schoppen) Wein kostete zwei Soldi, etwa acht Pfennig. Die Bettler, Professionisten, waren gemüthliche Käuze, die einen Jeden mit Excellenza tituliirten und Witze rissen. Steuern zahlten wenigstens die Künstler mit ihren oft großen Werkstätten und zahlreichen Arbeitern niemals. Alles trug den Stempel der Gemüthlichkeit.

Etwas ungemüthlich waren freilich die Postverhältnisse. Man schrieb wenig und erhielt wenig Briefe; denn das war ein theures Vergnügen. Die Fremden bezogen ihre Briefe meist durch den Bankier, die Künstler ließen dieselben an das Café Greco adressiren. Dort wurden sie zusammen in einen Blechkasten geworfen, aus dem ein Jeder heraussuchen konnte, was ihm gehörte. Il Principe Torlonia, der das Postwesen in Pacht hatte, nahm regelmäßig für einen Brief einen Scudo (4 Mark). Die Post ließ aber mit sich handeln. Mir selbst passirte es, als ich einen Brief zunehmen hatte, daß man mir fünf Lire für Porto abverlangte. An der Adresse hatte ich aber erkannt, daß es kein wichtiges Schreiben war, und ich erklärte, nicht so viel zahlen zu wollen. „Aber was wollen Sie geben?" „Zwei Lire!" „Da haben Sie ihn!" Das waren Schattenseiten, aber unseren Frieden störten sie nicht."

Dazu die Römischen Volks-, namentlich die einst weltberühmten Nachtfeste Besana und S. Giovanni, die in jener sorglosen Zeit noch ganz mit antiker Ausgelassenheit gefeiert wurden.

„Erst nach Dunkelwerden" (schreibt Kopf) „fing das S. Giovanni-Fest an; schnell füllten sich die Straßen, die Plätze mit Menschen, denen man schon ansah, daß sie gewillt waren, sich der ungezügeltsten Lust hinzugeben. Ueberall Buden mit allerlei Etwaaren und Wein. Diese Tausende von Menschen rasten förmlich in übermüthigster Freude, halb berauscht von Wein und Schreien, geschmückt mit rothen Nelken, den betäubend duftenden Blumen dieses Festes ungebändigten Sinnestumels. Frauen, Mädchen, Kinder — alle gleich angesteckt von wüthender Lust. Und was haben sie sich gegenseitig zu sagen, zuzurufen, zuzujauchzen? — Nichts. — Man lacht, wie vom bösen Geist besessen, man tanzt Tarantella, man schlägt das Tamburin. Der Dudelsack tönt — Rauch und Qualm verdüstern die Lichter.

Ich schwerfälliger Deutscher staunte, fand aber allmälig doch Gefallen an dem Treiben dieses leicht erregbaren Volkes. Erst um zwei Uhr in der Frühe des Morgens kam ich mit dem guten Benteke nach Hause, der all das sehr unchristlich fand. Heute ist dieses Fest verblaßt, seine Feuer sind erloschen. Von dem modernen Römer ist aller Humor gewichen.

Nach Neujahr wurde dann das Fest Epiphania mit fürchterlichem Spektakel und einem Höllenlärm auf der Piazza Navona gefeiert. Abends wurde der schöne Platz feenhaft beleuchtet. Die heiligen drei Könige mit ihren Geschenken mußten herhalten, um eines der originellsten Feste des katholischen Roms zu inszeniren. All die Tausende der Besucher wurden zu Kindern und Narren. Ein Jeder kauft sich eine Trompete, oder eine schrillende Pfeife oder eine herz- und sinnverwirrende Trommel oder nimmt einen Blechtopf zur Hand, auf den er mit Leibeskräften losschlägt. Man drängt und schiebt sich, Achtel an Achtel. Zum Ersticken ist es; man sieht aber nur lachende Gesichter mit schönen Zähnen und funkelnden Augen."

Notabene, die funkelnden Augen schöner Römerinnen, die Kopf die Perle ihres Geschlechtes nennt. Sie erscheinen ihm „ganz wie antike Gestalten, mit breiter Büste, schmaler Hüfte, aufrechtem, stolzem Gang, dunklen einfachen Gesichtszügen und großen schwarzen Augen." Ein Urtheil, das wir mit Enthusiasmus unterschreiben, auch ohne die Fülle Kopfscher Modellerfahrung zu besitzen.

In päpstlichen Rom dominirt das Weib übrigens genau so wie an den französischen Höfen, nur daß das freche Pariser Kokottenthum am Tiberstrand sich mehr in Harmonie, in ästhetisches Gefallen auflöst. Die Pompadour nimmt es bei künstlerisch empfindenden Menschen — und das waren die Herren im Vatikan trotz alledem — mit einer Lucrezia Borgia, einer Olympia Pamfili nicht auf. Und wenn auch im päpstlichen Rom gar manches vorfiel, was das Tageslicht nicht vertrug und die chronique scandaleuse von heute als Kinderspiel erscheinen läßt, — es lag in allem doch unstreitig mehr Temperament, mehr Genialität. Gerade der gewaltigste Mann des Kirchenstaates, der Kardinal Antonelli, gab den Prälaten und Klerikern dabei ein erbauliches beziehungsweise unerbauliches Beispiel. „Im Palast der russischen Botschaft" — erzählt Kopf, der dort viel ver-

*) Lebenserinnerungen eines Bildhauers von Professor Josef v. Kopf. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Da hatten sie gesungen und Klavier gespielt und in Wasserfarben malt.

Heute lernten sie, um einst wieder zu lehren.

So reisen Damen ließ das Institut natürlich alle Freiheit. Und kam dann auch den paar jungen Mädchen zu gute, die von ihren ern oder Vormündern, ohne gefragt zu werden, in dem landes-itterlich-protegirten Hause untergebracht worden waren.

Die guten Kinder mißbrauchten die günstigen Umstände nicht. Am nigsten erweckte die schöne Maria Verdacht. Sie war geradezu ein ster von Sittsamkeit und Eingezogenheit. Nie fiel es ihr ein, einem gnügen oder einer Zerstreuung nachzulaufen. Sie blieb oft sogar Sonntag Nachmittag zu Hause, um allein auf ihrem Zimmer sein.

Und fromm war sie. Sie hatte einen weiten und beschwerlichen g zur katholischen Kirche. Dennoch besuchte sie nicht nur jeden nntag den Gottesdienst; sie stand auch in der Woche zweimal früh r Uhr auf, um in die Frühmesse zu gehen. Das sah die Direk-ice als Protestantin eigentlich nicht gern. Aber sie sagte nichts. aria war die einzige Katholikin im Hause, es hätte sie verletzen nen.

* * *

Er hatte sich bereits eine zweite Cigarette angezündet.

Sie war ins Plaudern gekommen; sie wußte wieder viel Drolliges s der letzten Woche zu erzählen. Die Münchhausen und die gelbe fizierstochter aus Aschersleben lieferten dankbaren Stoff.

Und dann sprach sie von dem großen theoretischen Waschen am nstag, und dann von ihrem Vortrag über die verschiedenen Formen der Kartoffelzubereitung. Das vierzigjährige Schwabenmädchen te über „Saucen" referirt. Sie hatten beide von der anwesenden ndesmutter eine Belobung erhalten.

Er blätterte mechanisch in ihrem Gebetbuch. Es war eine Nach-ge Christi mit einem Anhang von Meßgebeten. Dieser Anhang e ziemlich zerfetzen, das Uebrige schien unberührt.

Er mußte unwillkürlich an Paul Bourget denken, der die „Nach-ge" den besten psychologischen Roman genannt hat. Die fromme aria schien nichts Romanhaftes darin entdeckt zu haben.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er ihr Plaudern.

„Also Ihr zwei Jüngsten habt jetzt ein Zimmer zusammen? Vertragt Ihr Euch gut?"

„Wir sind ein Herz und eine Seele. Wir freuen uns rasend auf jeden Abend."

„Ihr schwatzt dann natürlich eine Ewigkeit zusammen."

„Wenn wir keinen Schlaf haben."

„Erzähle mir doch ein wenig. Wovon plauscht Ihr denn immer?"

„O, von allem Möglichen."

„Sag', auch manchmal von . . ? Du weißt ja schon." Sie blickte mit einem leisen Lächeln zu Boden.

„Aus der Schule schwatzen, ist verboten, mein Herr . .!"

Er sah sie forschend an; sie saß vor ihm wie eine Heilige.

Plötzlich sprang sie auf

„Es ist Zeit!"

Sie zog rasch die langen gelben Handschuhe an, und dann half er ihr beim Jacket.

„Mittwoch also . . ."

„Mittwoch . . . ich weiß nicht," antwortete sie gedehnt.

„Wieso, was soll das heißen?"

„Die Direktrice hat mich zur Rede gestellt das letzte Mal."

„Du wirst Dir doch nichts gefallen lassen?"

„Sie meint es ja gut mit mir. Höre nur! „Fräulein Maria," sagte sie, „ich möchte Ihnen religiösen Gefühlen nicht zu nahe treten, aber, liebes Fräulein Maria, nehmen Sie es mir nicht übel, man kann alles übertreiben, und Sie, meine liebe junge Freundin, Sie scheinen mir ein wenig, ein klein wenig in den Fehler der Uebertreibung zu verfallen. Wenn Sie aus Ihrer Kirche kommen, da stecken Sie noch ganz in Ihrer Andacht. Sie haben dann Augen, die von Himmel schwärmen und ganz über alles Irdische hinwegsehen in seliger Verzücktheit. Die Andacht greift Sie zu sehr an, liebe Maria . . !"

Fast hätte Maria diesmal ihren Hut zum zweiten Mal aufsetzen müssen.

Des Bären Rache.

Von [Nachdruck verboten.]

Theodor Gravenreuth (Tokyo).

Ein deutsches Ehepaar lebte in behaglichen, wenn auch nicht glänzenden Verhältnissen in einer dem Fremdenverkehr geöffneten Hafenstadt Japans. Der höchste Stolz der braven Leute war ihr einziges Kind, ein frisches, geweckes Mädchen von fünf Jahren, das in der ganzen Nachbarschaft und besonders auch bei den japanischen Dienstboten sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Die Mutter, die gerade das Lehrerinnenexamen an der Augustaschule gemacht hatte, als der auf Urlaub heimgereiste Kaufmann aus Japan sich in sie verliebte, verwendete all ihr Sinnen und Denken auf die Erziehung ihres Lieblings. Besonders lag ihr daran, die lebhafte Phantasie des Kindes vor Uebertreibung und Abirrungen zu schützen. Nach ihrem Erziehungsideal sollte auch schon der kindliche Geist auf die Beobachtung des Wirklichen gelenkt und streng bei der Wahrheit gehalten werden. Märchen und Fabeln machte die kluge Frau verantwortlich für die in ihren Augen schlimmste Untugend der Kinder und des weiblichen Geschlechts: die Lügenhaftigkeit. Oft suchte ihr Mann ihr diese Idiosynkrasie auszureden; aber sie bestand mit Heftigkeit auf dem Grundsatze, daß man Kindern immer nur die unverhüllte Wahrheit bieten dürfe. Die angeblich in Fabeln und Märchen enthaltenen Wissenselemente und moralischen Lehren wollte sie auch im Stande sein, aus der biblischen Geschichte und in erster Einkleidung dem Kinde ans Herz zu legen. Dagegen wies sie mit triumphirender Miene auf manche Bedenklichkeiten in den von den Gebrüdern Grimm gesammelten Märchen hin; und auch die Geschichte vom kleinen und großen Klaus, wie sie Andersen erzählt, würde sie, da Betrug und Todtschlag darin vorkommen, selbst wenn sie wahr gewesen wäre, ihrem Töchterchen lieber vorenthalten. So wurden denn all die schönen, mit entzückenden Bildern geschmückten Märchenbücher, die in Japan für europäische Kinder

kehrte — „ich auch den Kardinal Antonelli. „Die Kaiserin*) interessirt sich sehr für den Kardinal," vertraute nur Frau von Rorbeck an. „Sie läßt ihn oft kommen und hört ihn gern über Rom und den Papst, über Politik und sonst allerlei sprechen. Er ist ein großer Frauenheld; hier sind sie alle entzückt über seine klugen Augen, die für mich wie lauernde Katzenaugen aussehen. Auch mag ich seinen Mund mit den dicken, sinnlichen Lippen nicht leiden. Dieser Mensch ist wie ein Fuchs."

Antonelli war von großer, schlanker Gestalt und hielt sich etwas nach vorn gebeugt, was seinem Blick etwas besonders Unheimliches gab. Er war braun, dunkel von Farbe und hatte einen raschen Gang. Man konnte meinen, er hätte keine Knochen im Leibe, so geschmeidig bewegte er sich.

Antonelli war der Allmächtige in Rom. Man haßte und fürchtete ihn. Besonders scharf verfolgte er die liberalen Männer, und die Verbannungen waren an der Tagesordnung.

Er hatte eine prächtige Villa, die unten in der Via Nazionale stand. Später wurde sie, um der Straße Platz zu machen, abgebrochen. Dort empfing er seine „Freundinnen".

In meinem Tagebuch steht: „Heute besuchte mich Advokat W. Er erzählte mir viel vom Kardinal Antonelli, auch von der schönen Galetti, die nun seine „Freundin" geworden sei. Der Advokat Galetti hütete seine Frau ängstlich; er wußte, daß Antonelli ihr nachstellte. Eines schönen Tages bekam er von der Polizei den Befehl, sich ruhig zu verhalten und sich nicht in Politik einzulassen. Galetti war wie aus den Wolken gefallen. Er dachte nie an Politik und kam mit den Umstürzlern nie zusammen. Er äußerte sich daher unvorsichtigerweise empört über diese Unterstellung. Er bekam eine Verwarnung, eine zweite, und dieser Tage wurde er aus dem Kirchenstaate verbannt; die schöne Galetti, die schönste Frau des damaligen Roms, blieb aber die „Freundin" des Kardinals."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

*) Die Kaiserin weilte zur Zeit in Rom; Frau v. Rorbeck war ihre Gesellschaftsdame.

Karneval- und Schneetreiben in Groß-Newyork.

Von [Nachdruck verboten.]

L. Triang (Newyork).

[Das große Maskenfest des „Arion". — Ein Verführer von Schulmädchen. — Der Blizzard vom 13. Februar. — Furchtbare Kälte und Nothstände in der Metropole.]

Wie es der „Stadt der Sieger" geziemt, ist der heurige Karneval mit einem Glanze und einer Verschwendung gefeiert worden, wie sie in der That nur der nach „Billionen" rechnende „Onkel Sam" sich leisten kann. Ihren Höhepunkt erreichten die Karnevalsfreuden aber, wie üblich, im großen Maskenfest des „Arion", die Thatsache erhärtend, daß der Karneval Newyorks ein deutscher Importartikel ist, der aber in dem eigenartigen Milieu dieser kosmopolitischen Metropole sich ganz auf seine Art entwickelt hat. Man kennt ja den „Gesangverein Arion" auch in der alten Heimath von der gelungenen Sängerfahrt, die derselbe vor etlichen Jahren unter Leitung seines genialen — leider zu früh verstorbenen — Präsidenten Richard Katzenmayer nach Deutschland veranstaltete. Er beweist sein eminentes Organisationstalent auf das Glänzendste durch die unvergleichliche Anziehungskraft, die sein Maskenball bis weit über das Weichbild Newyorks hinaus auf das Publikum ausübt. Obgleich der Eintrittspreis auf die gewiß anständige Höhe von 10 Dollar = 42 Mark für das Billet (für zusammen einen Herrn und eine Dame) festgesetzt ist, sind es doch viele Tausende, die sich jedes Jahr dazu drängen, diesen Obolus an die Vereinskasse zu entrichten, die dadurch in der Lage ist, in jedes Jahresbudget einen Ueberschuß von 10,000 bis 15,000 Dollar aus dem Feste einzusetzen und zugleich ihre finanzielle Suprematie vor allen konkurrirenden Gesellschaften zu behaupten.

Der Arionball findet stets in den Riesenräumen des „Madison Square Garden" statt, die zu diesem Zwecke, ohne die Kosten zu scheuen, mit fürstlicher Pracht dekorirt werden. Es ist aber auch dafür gesorgt, daß durch großartige karnevalistische Veranstaltungen jeder eintretende Besucher gleich in diejenige Stimmung versetzt wird, die nun einmal für ein solches Fest die wichtigste Vorbedingung ist. Die Reize des Ewig-Weiblichen sind dabei in durchaus künstlerischer Weise in den Dienst des Prinzen Karneval gestellt und kommen zunächst in einem farbenprächtigen Ballet, ausgeführt von fünfundfünfzig bildschönen jungen Tänzerinnen, sehr vortheilhaft zur Geltung. Dem Ballet folgt als eigentliche pièce de résistance der große Festzug, stets eine andere Generalidee verkörpernd. Es hätte nahe gelegen, in diesem Jahre Onkel Sams Siegeszüge nach Ost- und Westindien zum zeitgemäßen Vorwurf zu nehmen, anscheinend aber wollte das Arrangementskomitee sich nicht dem Stigma aussetzen, das in dem bekannten Verse:

„Politisch Lied — ein garstig Lied!"

für alle Versuche ausgesprochen ist, schwebende politische Fragen bei einer allgemeinen Unterhaltung zu berühren.

Man wählte also als „Leitmotiv" „Das neunzehnte Jahrhundert" und hatte sich damit gewiß ein dankbares Thema gesichert. Ganz korrekt trug das große Banner mit der Inschrift „Das neunzehnte Jahrhundert" kein Anderer als der Kriegsgott in eigener Person, aber, entsprechend der durch des Zaren Friedensmanifest geschaffenen Situation, geführt von zwei Friedensengeln, die sich freilich angesichts der folgenden großen Schaar von vorschriftsgemäß gerüsteten Amazonen sonderbar genug ausnahmen. In dem langen, farbenprächtigen und humorbelebten Zuge bildete eine Reihe von Wagen, die mit symbolischen Gruppen besetzt waren, die bedeutsamen Abschnitte. Im ersten Wagen thronte das ehemalige europäische Konzert, jetzt durch Amerikas Hinzutreten in ein Weltkonzert umgewandelt, bei dem die „Columbia" den Taktstock führt, die „Germania" aber immerhin die erste Geige spielt. Unter den „berühmtesten Männern des Jahrhunderts" im zweiten Wagen konnte man europäische Celebritäten (wie zum Beispiel Kaiser Wilhelm in der Tropenuniform, Zola und Dreyfus, aber auch Vizekönig Li-Hung-Tschang) auf der einen, wie einige „would-be" Newyorker „Größen" auf der anderen Seite in drastisch wirkender Gegenüberstellung bewundern. Im dritten Wagen präsentirten sich die Göttinnen der Unabhängigkeit und Freiheit, umgeben von den „Helden des letzten Krieges", unter denen „Leutnant Hobson", seine famosen „Hobson-Küsse" austheilend, natürlich am meisten Effekt machte. „Civilisation und Kultur" im vierten Wagen hatten eine ziemlich gemischte Gesellschaft um sich, darunter die Friedensgöttin, Buffalo Bill mit Gefolge, amerikanische Studentinnen und Soldatinnen der Heilsarmee. Die „Göttin Elektra" im fünften Wagen wurde von sechs Gnomen, verschiedene Metalle darstellend, gezogen. Ihre Begleitung bildeten die berühmtesten Elektrotechniker, also Franklin, Morse, Edison u. s. w., aber auch eine Schaar Newyorker „Hello-Mädchen", wie im hiesigen Sprachgebrauch die Telephonistinnen heißen. Der sechste Wagen brachte „Das Ende des Jahrhunderts" in einem von Teufelinnen getragenen Luftballon, in dem äußerst verführerische Feen saßen, während eine Schaar von „neuen Frauen" in der Rolle als Polizisten, Feuerwehrleute, Briefträger und in sonstigen bisher von Männern usurpirten Funktionen angemessen auf das neue Jahrhundert vorbereitete. Statt des letzteren erschien aber im siebenten und letzten Wagen Prinz Karneval, durch sein Erscheinen zugleich das Signal zum Ausbrechen eines allgemeinen Jubels und der Eröffnung des eigentlichen Ballfestes abgebend.

Es würde zu weit führen, den ferneren Verlauf des Festes zu schildern, das in seinem zweiten Theile den Charakter eines riesigen Bacchanals von wilder Ausgelassenheit anzunehmen beginnt. Je näher die Mitternacht herankommt, desto mehr räumen die eigentlichen Damen einem stark gemischten weiblichen Publikum den Platz, unter dem die Balleteusen und Choristinnen, die bei den vorhergegangenen Schaustellungen mitwirkten, eine hervorragende Rolle spielen. Der Champagner (zu 5 Dollar die Flasche) fließt in Strömen, und die umgebundenste Lustigkeit ist offiziell an der Tagesordnung. Sicher ist, daß der „Arionball nach Mitternacht" das denkbar schroffste Gegenstück zu dem Puritanismus ist, der das Erbstück des offiziellen Amerikas seit der Einwanderung der „Pilgrimväter" geblieben ist. Und wer immer die Kehrseite der ganzen Scheinheiligkeit der neuen Welt in verblüffender Realistik studiren will, braucht nur seinen Fuß an diese Stelle zu setzen, um sein „Heureka" ausstoßen zu können. . . . . .

Das Newyorker Leben ist freilich durch eine Ueberfülle derartigen sozialpathologischen Studienmaterials ausgezeichnet, aber es bedarf erst umfänglicher Beobachtungen, um hierfür immer an die richtige Quelle zu kommen. Es wurde bereits in diesem Sinne wiederholt auf das Adamsche Giftmordgeheimniß hingewiesen, dessen Schleier auch heute noch lange nicht gelüftet ist, obwohl die öffentliche Untersuchung des Coroners bereits vor einer Woche ihren Anfang nahm. Während aber die Mysterien dieses Mordes dem Publikum noch immer zu rathen aufgeben, ist den skandalösen Einzelheiten, die aus dem Leben der Athletenklubs bereits bekannt wurden, eine neue Scheußlichkeit hinzugefügt worden. Es ist nämlich entdeckt worden, daß ein gewisser Coleman, Besitzer der Athletenklubsstallungen, sich, wie es scheint, gewohnheitsmäßig damit abgab, junge Schulmädchen an sich zu locken, zu verführen, sie dann aber von sich zu stoßen und so einem Leben der Schande in die Arme zu treiben. Ein solcher Fall ist der einer gewissen Carrie X., die, ein blühender und frühreifer Backfisch, vor einigen Monaten aus einem Töchterpensionat in der Nähe Newyorks plötzlich verschwand und jetzt als Prostituirte wieder auftauchte. Ein halbes Dutzend Briefe, die Coleman an sie gerichtet, bevor sie den entscheidenden Schritt unternahm, giebt einen unerwarteten Einblick in den Inhalt der Korrespondenz, die bei den „fortgeschrittensten" unter den hiesigen „höheren Töchtern" kurz nach dem Verlassen des Kindesalters schon möglich ist. Aus den Briefen ergiebt sich, daß Carrie ihren Verführer nicht einmal nach der Photographie, geschweige denn persönlich, kannte, sondern wahrscheinlich durch ein Zeitungsinserat, wie sie in gewissen gelben und nicht gelben Blättern an der Tagesordnung sind, mit dem sauberen Patron in Berührung kam. Er wurde seinen Karnevalsfreuden diesmal sehr unangenehm durch seine Verhaftung entzogen, während sie von ihrer älteren Schwester zur betrübten Mutter, einer Witwe, heimgeleitet wurde. Leider kann man der bedauernswerthen Familie nach den Erfahrungen, die sie mit ihrer Carrie bereits gemacht haben, kein besonders günstiges Horoskop stellen, und dieselbe wird sich vielleicht beeilen, so weit wie möglich aus dem gesährlichen Dunstkreis Newyorks in reinere Luft zu flüchten.

Aber auch rein physisch war die „Großstadtluft" während des heurigen Karnevals so gefährlich wie nur möglich. Die Herrschaft der Grippe folgte ein bemahe konstantes Schneewetter, den größten Schneefall im Februar mit sich bringend, der bisher berichtet wurde, und am Montag, dem 13. Februar, in einem regulären Blizzard ausartend, wie er nur in seinem berüchtigten Vorgänger von 1888, der damals so entsetzliches Unheil anrichtete, ein Seitenstück hat. Man kann sich im mittleren Europa sicherlich keine genügende Vorstellung machen von der Heftigkeit eines solchen Sturmes, den Massen der Niederschläge und den durchdringenden Kälte, die er mit sich bringt, und endlich der Widerwärtigkeiten, die er im Gefolge hat, ohne daß der Durchschnittsbewohner sich ihnen zu entziehen vermöchte. Während der Blizzard von 1888 ganz unangemeldet unplötzlich hereinbrach, wurde man in diesem Jahre durch eine arktische Kältewelle von phänomenaler Stärke auf sein Erscheinen gewissermaßen vorbereitet. Die Temperatur fielen im Nordwesten plötzlich auf 40 bis 50 Grad Fahrenheit unter 0 und selbst im Osten vielfach auf 15 bis 20 Grad unter 0. Die Landeshauptstadt hatte am 11. Februar mit — 16 Grad Fahrenheit (also 21½ Grad Kälte nach Réaumur) den kältesten, seit Bestehen eines Wetterbüreaus überhaupt jemals beobachteten Tag. Wenn man bedenkt, daß Washington unter dem Breitengrade von Palermo liegt und im letzten Sommer noch häufig Wärmegrade von 100 Grad und darüber aufwies (also über 30 Grad Réaumur), so wird man über solche Ungezogenheiten der Witterung allerdings staunen müssen. Herr Mac Kinley gab am nämlichen Abend im Weißen Hause eine große musikalische Unterhaltung, bei der ein ungarisches Orchester und verschiedene Sänger und Sängerinnen von der großen Oper in Newyork mitwirkten. Die Betreffenden benutzten zur Rückkehr meist die 2 Uhr Nachts von Washington abgehenden Expreßzug, der seine Passagiere fahrplanmäßig gegen 8 Uhr Morgens in Newyork anlanden soll. Die Bedauernswerthen blieben aber unterwegs ein paar Mal stecken und kamen erst Abends spät, halb verhungert und erfroren, in ihre Quartiere zurück.

Immerhin kamen diese Ausflügler wenigstens überhaupt noch am selben Tage heim, wie sie erwartet hatten, während durchaus nicht alle Reisenden, die am folgenden Tage in Newyork eintreffen wollten, ein gleiches Glück hatten. Die Bahnen mußten am 13. Februar infolge des Schneesturmes vollständig ihren Betrieb einstellen, und es ereignete sich zum ersten Male in den ganzen 60 Jahren, seitdem ein Dampfverkehr nach Newyork stattfindet, daß binnen volle 24 Stunden nicht ein einziges Schiff in den Hafen einlief. Bei solchem monströsen Wetter wird man allerdings sehr unangenehm daran erinnert, daß man ganz Newyork auf (drei größeren und etlichen kleineren Inseln liegt, und nur ein Theil, der Bezirk Bronx, nämlich, dem Festlande angehört. Es war in diesem Winter bereits die Regel, daß die Dampfer sich erheblich verspäteten, weil sie mit einem so ungünstigen Wetter zu kämpfen hatten. Die europäische Post in 14 Tagen zu erhalten, sieht man dabei schon als normal an!

Doch was wollen derartige kleine Unannehmlichkeiten im Vergleich zu dem Massenelend sagen, das die Schneesturm mit sich brachte! Dem „Journal" zufolge sind die Preise für Kohlen und Milch seit der vorigen Woche um 50 Prozent, für Kartoffeln um 40 Prozent, für Geflügel um 33⅓ Prozent, für Kohl sogar um beinahe 100 Prozent gestiegen. Sollten die Kälte und der Schnee nur noch fünf Tage anhalten, so ist der Notstand gar nicht abzusehen, denn länger reichen die vorhandenen Kohlenvorräthe nicht, und die Lebensmittelzufuhr in größerem Umfange ist ohne die völlig zugefrorenen Massentransporte zu Lande wie zu Wasser einfach undenkbar. Einstweilen sind es vorzugsweise erst die 60,000 die die Armee der Allerärmsten bilden, die durch Hunger und Kälte entsetzlich zu leiden haben. Man hat bereits zu Auskunftsmittel greifen müssen, die großen Exerzirhäuser der Miliz zu heizen und darin den Frierenden höchst notdürftige Unterkunftsplätze zu schaffen. So lange aber nicht milbere Witterung eintritt, dürfte öffentliche wie private Wohlthätigkeit sich dem vernichtenden Einflusse der Naturgewalten gegenüber ganz ohnmächtig erweisen.

---

gedruckt werden — wenn sie von Freunden des Hauses dem Töchterchen geschenkt wurden —, gleich weggeschlossen in dem allerobersten Fache des Bücherspindes hinter der am wenigsten benutzten Reihe der Uebersetzungen antiker Schriftsteller. Da lag nun schon eine ganze Anzahl solcher Zwergbändchen: „Der Sperling mit der gespaltenen Zunge" und „Die Geschichte vom Helden Pflaümling" und „Der Kesselbachs" und „Der Kampf der Affen mit den Krabben" und alle die Gespenstergeschichten, die aus dem Japanischen in fremde Sprachen übersetzt worden sind.

Der Vater hätte aus Mitleid mit seinem Kind, dem die seinem Alter angemessenste geistige Nahrung aus Prinzip entzogen wurde, seine Autorität geltend gemacht und Wandel geschaffen, wenn er nicht beobachtet und seiner Frau bemerklich gemacht hätte, daß sich dieses Prinzip in aller Strenge ja doch nicht durchführen ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß die japanischen Dienstboten und Spielgenossen dem so ängstlich behüteten Mädchen Geschichten aus dem Fabelreiche erzählten. Die Mutter begegnete diesem Uebel mit der wohlüberlegten Taktik, daß sie die redseelige Kleine, die diese schönen Geschichten gar zu gern wiedererzählte, ruhig bis zu Ende anhörte und ihr erst dann die Unmöglichkeiten des angeblichen Verlaufes aufzeigte und schließlich das Ganze als albernes Geschwätz bloßstellte.

Eines schönen Sonntags gab es aber zwischen den Eheleuten wegen dieses Erziehungsprinzipes eine kleine Differenz. Das Töchterchen, das die Eltern hatte davon sprechen hören, daß dem entlassenen Gärtner des Nachbars das neunte Kind geboren war, wurde nachdenklich und fragte nach einer Weile die bekannte Frage: „Wo kommen die Kinder her?" Der Vater, an den sie sich zunächst gewandt hatte, wurde plötzlich vom Kobold gepackt und antwortete: „Als ich solch kleines Mädchen war wie Du, da sagte man mir: Der Storch bringt sie. Aber wie man jetzt sagt, weiß ich nicht; da mußt Du die Mama fragen." Die Frau zeigte dem Kinde sofort, daß der Papa ja nur scherze. Er sei ja doch, als er fünf Jahre alt war, ein kleiner Knabe gewesen. Auf die Frage Jahre alt war, ein kleiner Knabe gewesen. Auf die Frage könne sie aber jetzt nicht antworten; davon dürften Mädchen erst etwas erfahren, wenn sie zehn Jahre alt sind und lesen und schreiben können." Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß der Mann, als das Kind zu Bett gebracht war, für seine frivole Durchkreuzung eines wohldurchdachten pädagogischen Planes ernste Vorwürfe zu hören bekam.

* * *

An einem der folgenden Sonntage unterbrach die Kleine die trübe Langeweile des regnerischen Nachmittags mit einer schönen japanischen Geschichte, die sie mit lebhaftem Ausdruck erzählte:

„Ein Jäger lebte einsam in den Bergen mit seiner jungen Frau. Eines Tages verirrte sich die Frau beim Pilzesuchen. Da begegnete ihr eine große Bärin und wollte sie fressen. Aber die Frau bat flehentlich: „Ach, laß mich doch noch ein wenig leben! Ich habe ein Kind im Leibe, auf das sich mein Mann schon so freut. Friß mich erst, wenn ich das Kind geboren habe, und bringe mein Kind zum Jägerhaus!" Da führte die Bärin die Jägersfrau in ihre Höhle und pflegte sie drei Wochen lang. Dann geleitete sie Mutter und Säugling heraus aus der Wildniß zu einer Stelle, von der aus die Frau ihren Heimweg wußte.

Der Vater freute sich nicht wenig ob dieser wunderbaren Rettung und nannte das Knäbchen Bärenhold. — Einige Jahre später begegnete ihm auf einem Jagdzuge eine große Bärin. Er legte das Gewehr auf sie an. Da richtete sie sich auf, legte ihre Vorderpatzen an einander und flehentlich: „Ach, schieße mich nicht! Ich habe ein Junges im Leibe. Ich will Dir in Dein Haus folgen, dort magst Du mich einsperren, bis das Junge geboren ist. Dann schieße mich todt und laß den kleinen Bären frei!" Aber der Jäger drehte ab und traf die Bärin in die Schulter. Mühsam schleppte sich sie durch das Dickicht in eine Höhle. Dort warf sie ihr Junge und verblutete.

Einige Jahre darauf, als der Knabe des Jägers im Garten spielte, kam ein starker Bär und packte ihn. Die Mutter, es vom Fenster aus gesehen hatte, stürzte heraus und sprach den Bären, ihr das Kind doch zu lassen. Aber der Bär sagte: „Nein, ich muß meine Mutter rächen, die Dein Mann vor meiner Geburt tödlich getroffen hat." Er tödtete das kleinen Bärenhold und verschwand."

Zählung seines Lieblings zugehört. „Das hast Du gut gehalten!" fiel er schnell ein, als die Kleine geendet hatte. Belohnung werde ich Dir auch morgen aus der Stadt großen Lustball mitbringen, den Du Dir wünschest."

Dann nahm er seine Frau mit sich in sein Studirzimmer. Sprach ihr freundlich zu und küßte sie, bis sie ihm zugestand, daß die Märchen doch auch der geistigen Entwickelung des Kindes zu Hilfe kommen, und daß die kleinen Bändchen ihrem Gefängniß erlöst werden können.

Dreizehn Jahre sind seit diesem Regentage ins Land gegangen. Das Kind ist zu einer liebreichen Jungfrau erblüht. Sie hat seit jenem Geschichtchen nie wieder nach der Herr der Kinder gefragt und hat so viele Märchen und Phantasiegeschichten zu lesen bekommen wie andere Kinder auch.